

MATERIALIENBAND.  
Facetten feministischer Theoriebildung

Materialienband 26

FRAUEN –  
KÖRPER –  
BEZIEHUNG

Beiträge von:

Felicitas Weis  
Barbara Krebs  
Maria del Carmen Gonzales  
Traute Schönenberg

Herausgegeben von der  
Frankfurter Frauenschule /  
SFBF e.V.

ULRIKE HELMER VERLAG

## Inhalt

### **MATERIALIENBAND.**

#### **Facetten feministischer Theoriebildung**

Herausgegeben von der  
Frankfurter Frauenschule / SFBF e.V.  
Hohenstaufenstraße 8  
D-60327 Frankfurt am Main  
Fon: 069 / 74 56 74

#### **Erscheinungsweise**

MATERIALIENBAND.  
Zweimal pro Jahr (Frühling / Herbst)  
Preis des Einzelbandes:  
9,20 EUR / 16,90 SFr  
inkl. Versand. Bestellvordruck im Anhang.

#### **Bestellweg**

ab Band 16: über Buchhandel oder Verlag  
bis Band 15: über den Buchhandel oder  
die Frankfurter Frauenschule

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Datensatz für diese Publikation ist bei der  
Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN 3-89741-091-5

Copyright © 2002 Ulrike Helmer Verlag,  
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © der Einzelbeiträge bei den Autorinnen  
Gesamtherstellung: Niederland Verlagsservice,  
Königstein/Ts.  
Printed in Germany

Homepage: <http://www.ulrike-helmer-verlag.de>

Vorwort	7
<b>Felicitas Weis</b> Liebesbeziehung und Aggressivität	9
<b>Barbara Krebs</b> Wieviel Körper braucht die Frau?	17
<b>Maria del Carmen Gonzales</b> Wohin geht der Wandel lesbischer Sexualität und Identität – wenn es eine lesbische Sexualität und eine lesbische Identität gibt?	31
<b>Traute Schönenberg</b> Innere Strukturierung von Weiblichkeit – Wenn eine Frau meint, Mutter und Vater gleichzeitig repräsentieren zu müssen	73
Über die Autorinnen	94

## Vorwort

**A**n der Beziehung, die Frauen zu ihrem Körper haben und an den Beziehungen, die sie zu Männern unterhalten lässt sich ablesen, wie sie ihre Position in der Welt bestimmen.

Traute Schönenberg untersucht die Problematik, die sich ergibt, wenn eine Frau meint, Mutter und Vater für ihre Kinder gleichzeitig repräsentieren zu müssen. Eine vermeintliche Notwendigkeit, vor die sich viele Frauen gestellt sehen auf Grund des Verblässens der traditionellen väterlichen Position in unserer Gesellschaft.

Selbst wenn der Mann präsent ist in der Beziehung zur Frau, wie in einer heterosexuellen Liebesbeziehung, ergeben sich historisch neue Probleme. In den letzten dreißig Jahren hat sich die Selbstdefinition von Frauen geändert und sie stellen neue, den Mann manchmal zunächst überfordernde Ansprüche an Kommunikation, Nähe Aufmerksamkeit und Kooperation. Feli Weis beschäftigt sich mit dem Aggressionspotenzial, das aus dieser Dynamik in der Partnerschaft entsteht.

Auch der weibliche Körper selbst ist in diesen Veränderungsprozess der Frauen mit einbezogen. Wie Elternschaft und Partnerschaft wird er nicht mehr als naturgegeben hingenommen, sondern ist ehrgeizigen Eingriffen in sein Aussehen und Funktionieren von Seiten der Frauen ausgesetzt. Barbara Krebs stellt die neuen Körpertechniken vor, die den Frauen auf dem Schönheitsmarkt angeboten werden und in zunehmenden Maß auch von Ihnen in Anspruch genommen werden.

Die Beziehungen zwischen lesbischen Frauen differenzieren sich in dem Maß aus wie die öffentliche Akzeptanz für gleichgeschlechtliche Lebensformen wächst. Maria del Carmen Gonzales kommt in ihrer Befragung von lesbischen Frauen in Frankfurt zu der vielleicht verblüffenden Feststellung, dass sich lesbische Identität weniger über die direkte Sexualität definiert als vielmehr über die Entscheidung für ein frauenorientiertes Leben.

Die in diesem Band veröffentlichten Vorträge wurden auf einer Tagung der Frankfurter Frauenschule zu dem Thema »Beginn einer neuen Geschlechterkultur?« im Juli 2001 gehalten.

Seit 1987 werden in den Materialienbänden in regelmäßiger Folge Beiträge zur feministischen Debatte und Theoriebildung veröffentlicht.

Wir wünschen unseren Leserinnen auch diesmal wieder eine anregende Lektüre.

Die Herausgeberinnen

Felicitas Weis

## **Liebesbeziehung und Aggressivität**

In meinen Ausführungen betrachte ich die Bedeutung von Aggression in Liebesbeziehungen aus psychoanalytischer Sicht. Unter dem besonderen Aspekt der sexuellen Liebesbeziehung möchte ich auf die Entwicklung und den Umgang mit Aggressivität im Sinne eines Bestandteils *aller* zwischenmenschlichen Beziehungen eingehen.

Die Konzepte der Entwicklung des Selbst und die beobachtende Forschung (Überblick s. Dornes 1993) haben über die vorsprachlichen und vorödipalen Prozesse der Bildung und Differenzierung des Selbst eindrucksvolle Aufschlüsselungen ermöglicht. Besonders die Säuglingsforschung hat mit ihren Ergebnissen, die eine frühe Differenzierung belegen, die Diskussion um ein frühes abgegrenztes Selbst von Geburt an erneut aufgenommen (Dornes). Unstrittig ist, daß die Entwicklung des Individuums als krisenanfälliger Prozeß verläuft, der mit Differenzierungs- und Integrationsleistungen bei gleichzeitiger Abgrenzung in Zusammenhang steht. Winnicott (1952) findet für den Zustand, in dem erste frühe Integrationsprozesse zu einem Kernselbst einsetzen, die Metapher eines rohen Eies in zerbrechlicher Schale. In den Begriffen von Wiederannäherungskampf und Wiederannäherungskrise erfaßt M. Mahler (1975) die Dramatik der Entwicklungsaufgabe, die sich dem Kind vorwiegend im dritten Lebensjahr stellt. Sie verweist auf die erhöhte Ver-

letzlichkeit und Risiken an »Knotenpunkten der Strukturierung« in dieser Phase, an deren Ende, so die Bewältigung gelingt, die Herausbildung der Objekt Konstanz steht. Als altersspezifische Ängste werden genannt: Angst vor Objektverlust, Angst vor Liebesverlust, Trennungsangst und Kastrationsangst. Die Art der Bewältigung beeinflusst den Verlauf und die Lösung des späteren ödipalen Konflikts – eine Trennungs- und Integrationsleistung, welche wiederum die genitale infantile Sexualität konstituiert. Oder anders ausgedrückt: Die Ich-Integration und die Liebesfähigkeit erreichen so eine neue, vor zerstörerischen Impulsen geschütztere Qualität. Schließlich wird innerhalb dieses Kontextes auch der Faktor Zeit akzeptiert, und dieses Erkennen der Vergänglichkeit bildet die Voraussetzung zur späteren Einsicht und Toleranz gegenüber der Unwägbarkeit menschlicher Beziehungen.

Eine sexuelle Partnerschaft insbesondere belebt all diese Risiken erneut, wiederholt im Zusammenspiel die Fixierungen an nicht gelöste Konflikte wie auch das Streben nach deren Überwindung (Willi 1975 und 1978). Jedem Paar in einer dauerhaften Verbindung stellen sich in verschiedenen Phasen der Beziehung bestimmte Probleme und Aufgaben; diese ranken sich um: erstens: Überwindung bzw. Transformation, vor allem der ersten (und weiterer) Idealisierungen; zweitens: Generativität im Sinne der aus der Paarbeziehung hervorgehenden Entwicklungen; drittens: Abfuhr und Integration von Aggression.

In Zusammenhang mit diesen zentralen Themen bilden Paare spezifische Konfliktmuster, »private Verrücktheiten« (Kernberg) und Strukturen der Bewältigung aus, die auf gemeinsamen unbewußten Phantasien basieren. Diese beziehen sich auf die individuelle Geschichte beider Partner und wiederbeleben zentrale Konflikte ihrer Objektbeziehungsmuster.

Freud (1912 und 1921) hat die Verliebtheit als »Sexualüberschätzung« beschrieben, als Idealisierung mit den begleitenden Abwehrphänomenen von Spaltung und Verleugnung. Früher oder später beginnen die Verliebten jedoch, sich in einer Art von Ernüchterung wahrzunehmen, als realere Personen mit Schwächen und störenden Eigenschaften. Dieses Stadium der Ent-Idealisierung ist zu überwinden und zu integrieren, soll die Beziehung darüber hinaus Bestand haben. Im Laufe seiner Verbindung hat das Paar wiederholt mit Entidealisierung und entsprechenden Zweifeln oder Krisen zu ringen. Danach bleibt meist eine mildere Form der Idealisierung erhalten, bzw. sie wird neu erschaffen. Vermutlich spielen in den meisten Paarbeziehungen solch illusionäre Schwingungen zum Erhalt der Beziehung eine wichtige Rolle. Jedoch läuft eine »Primitive Idealisierung« (Kernberg), für die das Überwiegen von Spaltungsmechanismen charakteristisch ist, stets Gefahr, enttäuscht zu werden, womit der Wert des Objekts als Bereicherung für das Selbst in Frage gestellt ist. Ob das Paar die Krise übersteht, hängt dann in der Regel mit dem Ausmaß der narzißtischen Besetzungen zusammen, das heißt mit dem Potential zur aktiven Zerstörung der Objektbeziehungen.

Die sich entwickelnde Paarbeziehung umfaßt mehr als die Summe zweier Individuen. Das Paar bildet ein gemeinsames Paar-Ich, eine Welt von gemeinsamen unbewußten Phantasien und bewußten Vorstellungen und geht über die Dualität hinaus. Etwas Gemeinsames zu erschaffen, produktiv zu sein als Paar, bildet eine der Grundlagen für die Fortdauer der Paarbeziehung: einen Lebensraum, eine Wohnung, Kinder, Projekte. Insofern strebt das Paar danach, eine Gruppe zu sein (Ruffiot 1984, dt. 1991). »Die Dyade der Liebenden zerbröckelt, verkümmert im Alltag, wenn sie sich nicht im Originären, dem sie entstammt, regeneriert.« (ebenda S. 138).

Kernberg (1976 und 1980) hat ausgeführt, daß zunächst die Fähigkeit, sich zu verlieben, und dann die, dauerhaft zu lieben, eine Entwicklung des Individuums voraussetzt: Integrationsleistungen auf der Ebene der Sexualerotik, der Objektbeziehung und der Besetzung des Über-Ich. Die Dauer einer Paarbeziehung ist jedoch nicht kongruent mit dem Entwicklungsniveau der Individuen, wohl aber spiegelt sich dieses auf der Ebene des vorherrschenden Paar-konfliktes.

Eine befriedigende, fortdauernde Liebesbeziehung, die leidenschaftliche Gefühle, *das heißt die ganze Bandbreite von Empfindungen einem Menschen gegenüber*, und Transzendenz zuläßt, beruht auf der Fortdauer des Selbst beider Partner. Ohne feste Grenzen des Selbst, welche das Gefühl von Identität herstellen, ist eine Grenzüberschreitung im Sinne der Identifizierung jenseits des Selbst, vor allem im Sexuellen, nicht möglich. »Einsamkeit, so könnte man sagen, ist eine Voraussetzung für die Transzendenz.« (Kernberg 1980, dt. 1988, S. 332)

In einer lang andauernden Liebesbeziehung spielt das Problem der Aggressivität eine besondere Rolle. Kernberg hat im Rahmen der Objektbeziehungstheorie die Bedeutung der Aggression in Paarbeziehungen ausgeführt und somit ein vertieftes Verständnis für deren Dynamik eröffnet. *Über die Intimität werden zunehmend verdrängte und dissoziierte, pathogene Objektbeziehungen aus der Kindheit beider Partner reaktiviert.* Die Entwicklung der Paarbeziehung legt also allmählich die anfänglich verborgen gebliebene Ambivalenz und Aggression frei. Denn Aggression ist ein zentraler Bestandteil menschlicher Beziehungen, auch in sexuellen Begegnungen und in Wertsystemen, die ja der Verbindung Tiefe und Bestand verleihen. Da

die Liebesbeziehung auf Dauer Gefahr läuft, sich aggressiv aufzuladen, müssen beide um die Beziehung kämpfen, indem sie Aggression zurückhalten und einen Teil davon auf die gemeinsame, sie umgebende soziale Gruppe verlagern. Je mehr ein Paar isoliert ist, desto problematischer ist der Umgang mit der Aggression. Langeweile und reduzierte oder vermiedene sexuelle Beziehungen sind Ausdruck vermiedener Aggression und erfüllen deshalb andererseits eine Schutzfunktion. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn Reifung und Integration des Über-Ich in der ödipalen Konstellation unabgeschlossen bleiben mußten. Der Entwicklung des Über-Ich erwächst die Anteilnahme für das Objekt, verbunden mit Gefühlen von Dankbarkeit und Verantwortlichkeit, was wiederum vor zunehmenden aggressiven Tendenzen bewahrt. Gesellschaftliche Veränderungen, wie die der fortgeschrittenen Individuierung der Frau innerhalb der letzten Jahrzehnte, erschüttern den kulturell gestützten Schutz des Mannes vor seiner ödipalen Unsicherheit. Zudem werden Neid, Eifersucht und Groll zwischen den Geschlechtern reaktiviert, wodurch sich die aggressiven Anteile in Liebesbeziehungen weiterhin erhöhen.

Eine dauerhafte Paarbeziehung muß mit der Ambivalenz der Gefühle fertig werden, wobei die Liebe im Verhältnis zum Haß überwiegt. Die Toleranz gegenüber der der Verbindung innewohnenden Aggression und die gleichzeitige Fähigkeit zur Anteilnahme modifiziert die aggressiven Tendenzen. Ebenso trägt die Toleranz dem gegenüber, dass die Entwicklung der Paarbeziehung schließlich unwägbar ist, die Einsicht, daß es letztendlich keine Sicherheit gibt, die ihren Bestand gewährleistet, zum Erhalt der Beziehung bei.

Grundlage für die Fähigkeit zu ganzheitlichen Objektbeziehungen ist die Integration libidinöser und aggressiver Strebungen oder auch: die Fähigkeit zur Ambivalenz. Diese entsteht um das Ende des drit-

ten Lebensjahres mit der Bewältigung der Wiederannäherungskrise. Neurotische Paarkonflikte – das sind vor allem neurotische sexuelle Hemmungen – wurzeln ätiologisch im Bereich des Triangulären, Ödipalen. Es ist davon auszugehen, daß Krisen und Traumata aus dieser Phase bei beiden Partnern wiederbelebt und der leidenschaftliche, unaufgelöste Dialog mit den frühen Objekten, das heißt, der inneren Vorstellung von ihnen in Verbindung mit einer bestimmten Selbstvorstellung, aufrechterhalten wird.

Aggressive Impulse, so paradox das anmuten mag, sind von ihren frühesten Wurzeln her auf die Erhaltung des Lebens gerichtet, denn sie suchen das Gegenüber. Besonders Winnicott hat die zentrale Bedeutung der Aggression im Sinne der Lebenskraft, zuerst als Äußerungen der Motilität (des Bewegungsvermögens), herausgestellt. Auf der mütterlichen Fähigkeit, sich vom Kind attackieren zu lassen und angemessen präsent zu bleiben, beruht nach seinem Konzept das Wirklichkeitsgefühl, was Grundlage der frühen Konstituierung einer ich-artigen Instanz bildet. (Winnicott 1950, 1954 und 1955). Mir erscheint diese Vorstellung vom Ursprung des aggressiven Impulses in der Motilität, der zuerst und letztendlich den Widerstand des Objekts sucht, dies, um sich in der eigenen Existenz lebendig zu fühlen und dazu ein aushaltendes Gegenüber braucht (aushalten ist nicht mißzuverstehen als erdulden, grenzvermeidende Opferhaltung, sondern genau im umgekehrten Sinne), geeignet als Schlüssel zu einem tiefen Verständnis mannigfacher Ausprägungen von Aggression.

In der sexuellen Liebesbeziehung, insbesondere, wird Aggression freigesetzt, sie ist notwendiger Bestandteil sexuellen Erlebens und sie muß zugleich in der Liebe gebunden werden. Dazu möchte ich abschließend Winnicott zitieren:

»Vielleicht trifft es zu, daß beim Sexualverkehr Erwachsener und reifer Menschen nicht die rein erotische Befriedigung ein Objekt erfordert. Es ist das aggressive oder destruktive Element im verschmolzenen Impuls, das das Objekt festlegt und das Bedürfnis nach der wirklichen Gegenwart, der wirklichen Befriedigung und dem wirklichen Weiterleben des Partners bestimmt.« (ebenda, S. 112)

#### *Literatur*

- Dornes, Martin: Der kompetente Säugling, Frankfurt a.M. 1993  
Eigner, Alberto / Ruffiot, André: Das Paar und die Liebe. Psychoanalytische Paartherapie, Stuttgart 1991  
Freud, Sigmund: Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens. Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens II (1912), GW Bd. VIII  
Freud, Sigmund: Verliebtheit und Hypnose. Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), GW Bd. XIII  
Kernberg, Otto F.: Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse, Stuttgart 1981  
Kernberg, Otto F.: Innere Welt und äußere Realität, München 1988  
Mahler, Margaret S. / Pine, Fred / Bergmann, Anni: Die psychische Geburt des Menschen, Frankfurt a.M. 1985  
Willi, Jürg: Die Zweierbeziehung, Reinbeck 1975  
Winnicott, Donald W.: Die Beziehung zwischen Aggression und Gefühlsentwicklung. (1950, 1954, 1955)  
In: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Frankfurt a.M. 1983  
Winnicott, Donald W.: Psychosen und Kinderpflege. (1952), ebd.

## Wieviel Körper braucht die Frau?

**D**er menschliche Körper ist die Grenze zur Außenwelt, der die Innenwelt abgrenzt und diese gleichzeitig mit der Außenwelt verbindet. Das Individuum fühlt, daß der lebendige Körper mit seinem Inneren und Äußeren den Kern der menschlichen Identität bildet.

Es steht außer Zweifel, daß der Körper bei eßgestörten Frauen in den Mittelpunkt des weiblichen Lebens gerückt worden ist: »Der Körper ist der Tempel der Seele.«

Der Körper kann Ort der Kraft und Energie sein, aber ebenso auch der Ort von Kraftlosigkeit, von Verzagttheit, von Minderwertigkeit und Unwohlsein.

Für die körperliche und psychische Entwicklung eines jeden Menschen sind die frühen zwischenmenschlichen Erfahrungen von prägender Bedeutung. Der physische und psychische Umgang mit sich selbst und seinen Mitmenschen im späteren Leben werden hier entscheidend gestaltet.

Françoise Dolto, eine französische Psychoanalytikerin, macht eine künstliche Trennung und unterscheidet zwischen der Entwicklung des Körperschemas und der Entwicklung des Körperbildes. Das Körperschema umfaßt im weitesten Sinne die Anatomie eines weiblichen und männlichen Körpers. Es ist der Organismus in seiner organischen Gesamtheit, mit dem sich jeder Mensch in seiner Umgebung erlebt. »Das Körperschema ist eine Tatsache.«

Im Körperbild hingegen lebt die geronnene Geschichte eines jeden Individuums. Dort bündeln sich die emotionalen Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Das Körperbild entwickelt sich aus den ersten zwischenmenschlichen Kontakten, die ein Säugling macht, – aus den Beziehungen, die seine Umwelt mit ihm herstellt und die er mit seiner Umgebung herstellen kann. Das Körperbild bindet das gesamte unbewußte und bewußte zwischenmenschliche Geschehen zwischen Säugling, Kind, Jugendlichen und Erwachsenen. Im Körperbild lebt das Begehren eines jeden Menschen, ein Begehren, das entweder in seiner Entwicklung gefördert oder gehemmt wurde.

Körperschema und Körperbild müssen in vielfältigen Facetten miteinander verwoben und ineinander verschränkt sein, damit Mädchen und Jungen zu physisch und psychisch gesunden Erwachsenen heranreifen können, die Fähigkeit und Freude entwickeln, am sozialen Leben teilzunehmen. »Nur dank unserem Körperbild, das getragen und durchkreuzt wird von unserem Körperschema, können wir mit anderen kommunizieren.« (F. Dolto)

Françoise Dolto betont, daß es bei Verletzung des Körperschemas durch Unfall oder Krankheit, wie zum Beispiel Kinderlähmung, durchaus möglich ist, trotz körperlicher Versehrtheit ein intaktes Körperbild zu entwickeln. Das passiert dann, wenn die Umwelt in der Lage ist, einfühlsam mit der Behinderung umzugehen, die Behinderung selbst zu akzeptieren und dem Kind diese zu benennen. So wird es möglich, daß in einem verkrüppelten Körperschema ein gesundes Körperbild heranreift, so daß das Kind als Erwachsener ein ausgefülltes Leben führen kann.

Aber auch die Umkehrung ist möglich, daß ein Mensch mit einem unversehrten Körperschema *kein* intaktes Körperbild entwick-

keln kann. Mädchen oder Jungen wachsen zwar mit einem intakten Organismus auf, aber in einer Umwelt, die lieblos und uneinfühlsam auf das kindliche Begehren antwortet. Die Familie und die engsten Bezugspersonen bieten keinen schützenden Raum, der für ein gesundes Heranreifen Voraussetzung ist. Im Gegenteil, Körperbild und emotionale Umwelt des Kindes werden ihm nicht entziffert, sondern bleiben unstrukturiert. Das führt dazu, daß das Kind in seinem Körperbild nicht die Choreographie einer befriedigenden zwischenmenschlichen Beziehung lernen kann, was schwere psychische Störungen zur Folge haben kann.

Ein intaktes Körperschema und ein verkrüppeltes Körperbild finden sich häufig bei Frauen, die unter Eßstörungen leiden. Adipöse, anorektische und bulimische Frauen haben in der Regel ein intaktes Körperschema, allein ihr Körperbild erlaubt es ihnen nicht, sich in ihrem Körper lebendig zu fühlen. In ihrem physisch funktionierenden Körper konnten sie innerhalb ihres Körperbildes keine libidinöse Besetzung des Selbst und damit auch der Umwelt entwickeln. Das Körperbild bleibt eingeschränkt und findet keine geeignete Legierung mit dem Körperschema. Das subjektive Begehren bleibt unerhört und verbannt, der eigene Körper wird auf diese Weise zum Fremdkörper, was die folgenden Zitate von eßgestörten Frauen verdeutlichen:

*»Die Einsamkeit und die Leere in diesem grauseligen Stammheim, das mein Körper ist, waren unerträglich. Da war niemand gewesen, der in diesen, meinen Körper hatte Liebe fließen lassen.«*

*»Ich habe zwar alle Organe in und an mir, aber mein Körper? Ich weiß nicht, was das ist!«*

*»Und da wohne ich in etwas, das soll mein Körper sein?«*

»Mein Körper ist wie ein Puzzle, in einzelne Teile zerlegt. Selten ergeben diese Einzelteile ein einheitliches Körpergefühl.«

»Mein Körper -- tja -- eine Ansammlung von Gliedmaßen und Innereien.«

»Mein Körper ist eine Maschine, die ich schminke, der ich Stoff gebe oder auf Diät setze. Ich manipuliere ihn.«

»Mein Körper – ich weiß nicht, was das ist; unbekannt!«

Die Aussagen zeigen, wie wenig das Körperbild von eßgestörten Frauen mit ihrem Körperschema in Übereinstimmung steht. Sie haben vielmehr ein Körperbild, in dem sich die Verletzungen und Demütigungen von Frauen bündeln und in dem ihre Sehnsüchte tief verschüttet liegen. In Eßstörungen versuchen die Frauen also, ihre Körpergrenze zu manipulieren. Sie »haben« nicht die »richtige« Grenze nach außen und versuchen diese Grenze in Eßstörungen zu finden.

Millionen und Abermillionen D-Mark werden jährlich dazu ausgegeben, um dem Körper Grenzen aufzulegen, ihn zu verschlanken. Schlankheitsprodukte unterschiedlichster Art versprechen, die »richtige« Grenze zur Außenwelt zu finden. Die Grenze heißt für Frauen immer »schlanker«, nicht »schlank«, denn alle Eßgestörten möchten schlanker werden als sie momentan sind: Dicke, Bulimikerinnen und Anorektikerinnen. Grenz-Lust und Grenz-Frust sind hier nur zwei Seiten ein und derselben Medaille.

Im Streben nach dem vollkommenen Körper ist der eigene Leib, nämlich Körperschema und Körperbild im oben erwähnten Sinne, zum Fremd-Körper geworden. Die Frauen empfinden sich als No-Body, als jemanden, der kein Körper hat, wie es im Englischen heißt. Das fehlende Körperbild und die fehlende Körperidentität

symbolisieren Grenzkonfusionen auf der Suche nach weiblicher Identität.

Man könnte die Frauenkrankheit Eßstörungen als das Gegenteil von der Frauenkrankheit Hysterie lesen: in der Ekstase, dem Außer-sich-sein, in Lähmungen und Körperkrümmungen thematisieren Frauen in der Hysterie im weitesten Sinne weibliche Sexualität. Es ging eindeutig um die Frage der Geschlechterdifferenz. Das ist bei Eßstörungen nur bedingt der Fall, da geht es stärker um weibliche Identitätsfragen insgesamt wie: Welche Frau darf ich sein, welche Frau will ich sein, welche Frau muß ich sein, welche Frau kann ich sein?, – um Abgrenzung, um Nähe und Distanz, um Aggressionen, Wut, Liebe und Zuwendung.

Welcher technische Fortschritt / Einschnitt fordert und fördert einen Wandel in der menschlichen Identität? Die Krankheit Eßstörung hat sich erst in einer spätindustriellen Überflußgesellschaft entwickeln können, in der bestimmte Produktionsverhältnisse eines Maschinenzeitalters sich grundlegend verändert haben. Durch die hohe Technisierung des Haushaltes z.B. durch Staubsauger, Waschmaschine, Spülmaschine, durch die veränderte Gewinnung, Konservierung und Lagerung von Nahrungsmitteln, gelang es den Frauen, aus der Sphäre des Privaten aufzubrechen und sich in Bildung, Politik, Kunst und Öffentlichkeit insgesamt zu engagieren. Ebenfalls war es möglich, auch den Arbeitsmarkt für sich zu beanspruchen. Auf dem medizinischen Gebiet war es vor allem die Anti-Baby-Pille, die zu einem entscheidenden Durchbruch führte. Der technische Wandel erlaubt also der Frau, die traditionelle Rolle zu verlassen: Rollenaufbruch, Rollenausbruch, Rollenrausch und Rollenlust, aber auch Rollenfrust und Rollenkonfusion sind die Folge auf die Vielfalt von Möglichkeiten, die häufig mit Eßstörungen beantwortet werden.

In den letzten Jahrzehnten begannen Computer und Internet, die gesamte Medienwelt, die sogenannte Globalisierung voranzutreiben und die Welt auf ein »Global village« zu reduzieren.

Das Internet bietet die Möglichkeit, virtuellen Gemeinschaften beizutreten, die einzig durch über Computer vermittelte Kommunikation erreicht werden. Im Cyberspace entstehen also virtuelle Welten. In diesen computervermittelten Welten können Geschlecht, Rasse, Aussehen, Alter, private und politische Identitäten u.a. gewechselt werden.

Mußte man im traditionellen Rollenspiel physisch und psychisch anwesend sein, um seine Rollen anzunehmen und wieder abzulegen, so ist in virtuellen Räumen ein paralleles Leben möglich. Das virtuelle Rollenspiel kann parallel multiple Figuren kreieren und verschiedene Seiten der eigenen Identität nicht nur darstellen, sondern diese in der Interaktion mit den Figuren anderer Spieler/innen »durchzuspielen«. In virtuellen Räumen zu rotieren, ist durch »Windows«-»Fenster« möglich. (S. Turtle)

Die Lebenspraxis von »Fenstern« ist die eines verteilten Selbst, das zur gleichen Zeit in vielen Welten existiert und gleichzeitig viele Rollen spielt. Nach dieser Metapher spielt das Selbst nicht mehr nur in verschiedenen Rollen und verschiedenen konkreten Umgebungen, wie beispielsweise eine Frau, die als Geliebte aufwacht, als Mutter Frühstück macht und als Ärztin zur Arbeit fährt, als Tochter die Mutter pflegt und als Enkelin das Grab der Großmutter versorgt.

Auf der Expo 2000 in Hannover, war es beispielsweise möglich, ein Tier, eine Katze, auf dem Bildschirm zu streicheln. Die Katze schmiegte sich an und guckte den Beschauer an, je nachdem, wie dieser die Katze auf dem Bild mit seiner Hand gestreichelt hat. Es

wird ein realer Kontakt auf diese Weise zwischen Tier und Mensch sinnlich simuliert und die Welten zwischen real und virtuell sind kaum noch erkennbar.

Der Computer als solches wird auch vermenschlicht: So gibt es Computerviren, Computerwitwen, Computerwaisen, ein Computer wird eingespeist, ein Computer spuckt aus usw. Trotz technischer Werkzeuge und räumlicher Distanz können sich emotionale Bindungen entwickeln: Es gibt Electronic-Lovers, Online-Affären, virtuelle Untreue und virtueller Sex findet körperlos statt.

Es gibt eine Online- und eine Offline- Identität, die sich stark voneinander unterscheiden können bzw. gar nichts mehr miteinander zu tun haben müssen. Es gibt z.B. einen Geschlechtertausch, ein Mann kann sich als eine Frau ausgeben, eine Frau kann zu einem Mann werden, das sogenannte Gender-swapping.

Die digitale Gesellschaft, also die postmoderne Gesellschaft, zeichnet sich dadurch aus, daß ihr traditionelle universelle Wahrheiten fehlen. In Online-Leben können Identitäten konstruiert und sprachlich umgewandelt werden. In der virtuellen Welt beheimatet sind die Vorstellungen einer dezentrierten Identität mit multiplen Aspekten möglich. Die Erfahrung stellt traditionelle, einheitliche Vorstellungen von Identität in Frage. Online-Erfahrungen mit »Parallellieben« sind Teil des kulturellen Kontextes, der neue Theorien über multiple Identitäten unterstützt. Im Beschreiben von Identität ist Multiplizität ein Begriff, der einige Jahrhunderte negative Assoziationen mit sich trägt. Das flexible Selbst bedeutet, daß eine Person durch ihre eigenen Aspekte rotiert, die sich ihrerseits ständig verändern und in ständiger Kommunikation miteinander sind. Online-Kommunikation fördert den Respekt für die Vielen in uns und die Vielen in anderen.

Eine traditionelle Kernidentität im Sinne vom lateinischen

»Idem« – Gleichheit zwischen zwei Einheiten – ist zunehmend nicht mehr gefragt. »Multi« ist angesagt: Multimediashow, Multiple-Choice-Verfahren, Multikulturelle Angelegenheiten, multiple Persönlichkeiten, Multivitamin, multifunktionale Geräte, multimodale pädagogische Konzepte usw.

Eßstörungen haben beispielsweise sogenannte multifaktorelle Hintergründe und damit ist gemeint, daß psychische, soziale, medizinische, kulturelle und gesellschaftspolitische Gründe zu Eßstörungen führen können. Die »Multiplizität« wird einmal als Krankheitsbild kritisiert, andererseits aber auch als Paradigma der Moderne »bejaht«.

In der psychoanalytischen Tradition bemüht man sich, »Flexibilität« als nichtpathologische Multiplizität einzuführen. Das bedeutet, das Konzept der Kernidentität zu relativieren, die Entwicklung einer Kapazität zwischen den Zuständen des Selbst mit fließenden Übergängen zu gestalten. Gesundheit ist die Fähigkeit, in den Räumen zwischen den Realitäten zu stehen, ohne eine von ihnen zu verlieren, die Fähigkeit, sich wie ein Selbst zu fühlen, während man Viele ist. Identitätskonzepte der Multiplizität, des Rotierens und der Parallelität müssen noch mehr entwickelt werden – was sicherlich eine bedeutende Fragestellung für das 21. Jahrhundert wird oder schon ist. Diese Situation führt sicherlich zu einem entscheidenden Wandel für die traditionellen psychotherapeutischen Konzepte der Gegenwart.

Innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten ist an die Stelle der These vom Autonomieverlust des Subjekts diejenige einer postmodernen Persönlichkeit getreten, die der Wunschvorstellung nach so spielerisch und reibungslos über so viele Identitäten verfügen können soll, dass sich am Horizont schon das Ideal eines »multiplen«

Subjekts abzuzeichnen beginnt (A. Honneth). Im Gegensatz zu zentralen Konzepten des Modernismus wie Hierarchie, Homogenität, Universalität und Stabilität wird die digitale Gesellschaft als postmoderne Situation begriffen, die sich eben durch Fehlen von universellen Wahrheiten und die Instabilität von Bedeutungen auszeichnet.

Die traditionellen öffentlichen Begegnungsräume wie Sporthalle, Rathaus, Clubs, Vereinsräume oder der Marktplatz haben abgenommen zugunsten von suburbanen und kommerziellen Einkaufs- und Unterhaltungskomplexen. Virtuelle Kommunikationsräume lösen die traditionellen öffentlichen Begegnungsräume ab. Das Modell des Internetcafes stellt zugleich traditionelle und elektronische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen her. (Computerpartys bei Jugendlichen sind in.)

In Zeiten der Medialisierung von Lebenswelten ist es das Konzept des Kunstkörpers, das dem heutigen Körperkult zugrundeliegt. Die Erlebnisgesellschaft begreift den Körper als eine modellierbare Masse, die der Ästhetisierung bedarf. Der Körper wird nicht mehr als Natur betrachtet, sondern eher als ein Objekt der Gestaltung, als formbares Medium der Inszenierung des Selbst. Der Körper der Arbeit hat zugunsten des Körpers der Freizeit an Bedeutung verloren.

In der Industriegesellschaft war der Körper an Körpermaschinen gekoppelt. Die Leistungsstärke und die Kraft des Körpers mußten in vorgegebenen Zeiteinheiten vollbracht werden, waren notwendig für die Produktivität des Systems. Die nachindustrielle Gesellschaft, in denen Kommunikationen medialisiert und Wirtschaft globalisiert ist, wird der physische Körper zunehmend unwichtig. Die Arbeit fordert nicht primär physische Kraft, sondern die Fähigkeit,

Bewegungsarmut auszuhalten. Körperruhigstellung aber provoziert Unausgeglichenheit und Streß. Kompensation ist angesagt. Dieser Zwang zum Ausgleich fördert eine immer noch expandierende Körperindustrie, deren Angebotspalette von Fitneßprogrammen, Sportprogrammen, Wellnessprogrammen bis hin zu Atem- und Entspannungstrainings reichen.

»Du kannst Dich ausziehen, wenn Du schlank, fit und braun bist.« Dieser Satz kennzeichnet sehr anschaulich den Zwang zur Körperarbeit, zur Disziplin und permanenten Körperkontrolle. Fit for fun. Der Körper gilt für die öffentliche Inszenierung und die soziale Positionierung. Die wie immer geartete Arbeit am Körper ist längst zur alltäglichen Aufgabe geworden, die nicht als Pflicht, sondern als Spaß empfunden werden soll und für die eine Menge Zeit und erstaunliche Summen an Geld ausgegeben werden. Nicht mehr Kleider, sondern Körper machen Leute. Der Körper als Visitenkarte, als Medium der Inszenierung des sozialen Status, denn: Selbstinszenierung meint nie nur das einzelne Individuum, sondern immer auch die Präsentation eines sozialen Habitus – und dieser manifestiert sich im Körper.

Nirgends vollzieht sich soziale Distinktion effektiver, als über den Körper, und nirgends äußert sich Geschmack unmittelbarer als am eigenen Körper. Ohne den Körper kann der Mensch sich nicht sozial positionieren, auch nicht in digitalen Räumen.

In einem Interview berichtet die blondgefärbte Sabrina über ihre schönste Erinnerung an den Aufenthalt im Big-Brother-Container: »Der Besuch von Verena Feldbusch war ganz toll. Sie ist genau wie ich, nur in dunkel.«

Der menschliche Körper also löst sich auf und wird doch gleichzeitig

kultisch gepflegt. Ob zusätzlich durch Bio- und Gentechnologie, Transplantationsmedizin oder durch digitale Medien, der humane Körper, verstanden als naturhafte Einheit, scheint sich aufzulösen und mit künstlichen Körpern zu verschmelzen. Michael Jackson bietet ein Beispiel der Biomedizinumwandlung, die selbst die Wandlung von Rasse möglich macht. Der Körper – für die einen ein Statussymbol, für andere Prothese oder Benutzerfläche. Während kulturkritische Stimmen das Verschwinden des Körpers durch digitale Medien befürchten, meinen sie aber zugleich auch, das er in den Mittelpunkt des individuellen und gesellschaftlichen Interesses gerückt ist. Die Paradoxie von Körperaufwertung und Körperveränderung ist ein konstitutiver Bestandteil der Moderne, ein Effekt der Synergien von Körper und Technologien.

Mit dem Abschied von der Vorstellung, daß es Schicksal sei, in welcher Haut man steckt, ist die Voraussetzung gegeben, den Körper neu zu denken und zu entwerfen. Erste Vision dazu liefert die digitale Kunst, die mit der Auflösung der Grenzen von Realität und Fiktion spielt und die Transformation des Körpers zum digitalen Bild ästhetisiert. Wegweisend in den Kulturwissenschaften war und ist die Geschlechterforschung, die das scheinbar naturgegebene Verhältnis von Körper und Geschlecht radikal in Frage stellt. Mit der Vision einer grenzenlosen Gestaltung des Körpers erscheint zugleich eine Anthropologie als antiquiert, die das Wesen des Menschen gerade durch die naturhaften Grenzen seiner Gestaltungswillen definierte. Die neue Mediengesellschaft braucht demnach den physischen Körper zu einer Kommunikation, die sich vollzieht sowohl mit, als auch ohne körperliche Anwesenheit. Die neuen Medien lassen die Differenz zwischen humanen und virtuellen Körpern verschmelzen bis hin zum Verschwinden.

Zurück zu Eßstörungen: Je stärker der menschliche Körper, der Leib, sei es in Reklame, Medien, Film, Internet, Computer zu einem Konstrukt wird, und der virtuelle Leib und die Virtualisierung des Körpers ein Verschwinden des realen menschlichen Körpers mit sich bringen, desto stärker greifen Ess-Störungen um sich und sind ein Spiegelbild der Macht bzw. Ohnmacht über den Körper. In Ess-Störungen bringt sich der Körper wieder ein als Fleisch und fordert sein Recht, indem er sich gegen die angetragene Visualisierung und Digitalisierung stellt. (Christina von Braun)

Der menschliche Organismus ist also konservativ, auch die Psyche ist konservativ und einfalllos. Dieser psychische Konservatismus, aber auch die Beharrlichkeit des Organismus berechtigt zu der Hoffnung, daß der Mensch zumindest seine physische Natur gegen alle Versuche behaupten wird, sich umzumodeln.

Ziel meines Vortrages ist es also, einen Ausblick auf das 21. Jahrhundert und die Lust an Neuem, an zukünftigen Identitätsfragen zu thematisieren. Dabei gilt es, traditionelle Fragestellungen in Medizin, Psychotherapie, Kunst, Wissenschaft usw. zu hinterfragen. Die Frauenbewegung, die feministische Kritik, die Gender-Diskussion, hat in ihrer Grundstruktur zu einer Neuinterpretation von gesellschaftlichen Fakten geführt, zu einer Neuinterpretation von eingeschliffenen Denktraditionen.

Wie viel Körper braucht die Frau? Eine Fragestellung des 21. Jahrhunderts, auf die auch ich keine Antwort weiß, die ich aber äußerst spannend finde.

## Literatur

- Braun, Christina von / Dietze, Gabriele (Hg.): Multiple Persönlichkeit, Frankfurt a.M. 1999
- Dolto, Françoise: Das unbewußte Bild des Körpers, Berlin, 1987
- Drechsler, Wolfgang / Lassnig, Maria: Ausstellungskatalog, Klagenfurt 1985
- Eibelmayr, Silvia: Die verletzte Diva. Hysterie, Körper, Technik in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Ausstellungskatalog, Köln 2000
- Honneth, Axel: Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse, PSYCHE Heft 11/2000
- Klein, Gabriele: Electronic Vibration. Pop-Kultur-Theorie, Hamburg 1999
- Musfeld, Tamara: Identitätskonstruktionen und VerNetzungs-Techniken, Journal für Psychologie 1/ 2001
- Turkle, Sherry: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet, Reinbek 1999
- Virilio, Paul: Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen, München 1997
- Zweite, Armin / Krystof, Doris / Spieler, Reinhard: Ich ist etwas Anderes. Kunst am Ende des 20. Jahrhunderts, Ausstellungskatalog, Köln 2000

Maria del Carmen Gonzales

## **Wohin geht der Wandel lesbischer Sexualität und Identität – wenn es eine lesbische Sexualität und eine lesbische Identität gibt?**

**D**er Vortrag besteht aus zwei Teilen, einem theoretischen und einem praktischen. Im theoretischen Teil werden drei Theorien dargestellt und im zweiten Teil werden die Umfrageergebnisse zur lesbischen Sexualität und Identität vorgestellt, die von mir und meiner Geliebten Gudrun Ziesemer von Dezember 2000 bis Mai 2001 in Frankfurt a.M. durchgeführt wurden.

### *Teil I*

Wir leben im Patriarchat. Von dieser Feststellung gehen *alle drei* Autorinnen aus, die ich heute vorstellen will. Es sind Teresa de Lauretis, Judith Butler und Gita Tost. Jede Autorin hat eine eigene Theorie entwickelt. Von den drei Theorien möchte ich einen Punkt hervorheben, an dem Sie den Wandel oder Nicht-Wandel lesbischer Sexualität und Identität beobachten können. Dieser Punkt betrifft die »Phantasie«. Damit meine ich jede Form von Phantasie. Phantasien in den Theorien. Phantasien geschichts-historisch. Phantasien in den Köpfen von Frauen wie von Männern usw., und wie diese drei Autorinnen Phantasien in ihrem Werk verarbeiten.

Doch zuerst weiter mit dem Patriarchat und mit *Teresa de Lauretis*.<sup>1</sup>

### 1. *Teresa de Lauretis*

Das Patriarchat produziert, entsprechend seinen Bedürfnissen, die Weiblichkeit. Weiblichkeit »ist eine Scheinweiblichkeit, die einer vorgetäuschten Männlichkeit übergestülpt ist.«<sup>2</sup> Weiblichkeit ist Masquerade, schreibt de Lauretis. Das Patriarchat produziert *drei weibliche Maskeradetypen*: die Hetero-Frau, die maskuline Lesbe und die feminine Lesbe, meint de Lauretis. Wie das Patriarchat zwei von diesen drei Frauen-Typen produziert, möchte ich schildern, wobei ich den Schwerpunkt bei de Lauretis auf die unterschiedlichen Phantasiekategorien lege und auf die Art, wie de Lauretis Phantasien verarbeitet.

De Lauretis beginnt mit Hilfe lesbischer Literatur und der Psychoanalyse, ihre Theorie zu entwickeln. Lesbische Literatur besteht aus einer Unmenge von Phantasien – die Psychoanalyse auch. De Lauretis beginnt in der Psychoanalyse mit der (Re-)Formulierung des Begriffs »pervers«. Der Begriff »pervers« wurde oft im Sinne von »krankhaft« verwendet. Doch de Lauretis kommt zu der Erkenntnis, daß der Begriff »pervers« nichts »Pathologisches« meint. Der Begriff »pervers« wurde lediglich als pathologisch dechiffriert und auch so immer wieder falsch tradiert. Und da eine Zeitlang lesbisch als pervers galt, war lesbisch »krankhaft«, da lesbisch als pervers definiert wurde. Dieser Auffassung widerspricht de Lauretis.

---

1 Teresa de Lauretis. *Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität*, Berlin 1996

2 Ebd., S.234

Pervers ist nicht »krankhaft«, sondern die Kehrseite der »Neurose«<sup>3</sup>. Und wenn die Neurose krank meint, dann ist pervers gesund. Damit ist die Heterosexualität auf jeden Fall nicht die Norm. Die (Hetero-)Norm ist lediglich eine soziale und historische Konstruktion, eine *Wunschphantasie*.

Aus dieser neuen Erkenntnis heraus (re-)formuliert de Lauretis den Begriff pervers. Das lesbische Begehren wird dementsprechend (re-)formuliert und heißt ab jetzt *perverses Begehren*. Auf der Grundlage des perversen Begehrens konzipiert de Lauretis die gleichnamige Theorie, die zur Bildung lesbischer Sexualität und Identität beitragen soll. Grundlage des perversen Begehrens sind unzählige »Phantasienkonstruktionen«. *Phantasien*, von denen de Lauretis ausgeht, sind anfänglich von elterlichen Phantasien geprägt. Jedes Baby / Kind (ab hier verwende ich nur noch die weibliche Form, oder Mädchen, Frauen, Lesben) verfügt über elterliche Phantasien, ohne daß das dem Mädchen bewußt wäre. Dem weiblichen Baby, dem kleinen Mädchen usw. sind diese Phantasien nie bewußt. Und schon gar nicht der erwachsenen Frau. Diese Phantasien werden im Verlauf des Lebens mit neuem Material, d.h. mit neuen und anderen Phantasien angereichert. Mit jeder hinzukommenden Phantasie findet eine Umgestaltung der bestehenden

---

3 Freud hat den Begriff Pervers, wie der Begriff »normale Sexualität« aus der Ätiologie der Neurose definiert. Aus dieser Ableitung, davon ist de Lauretis überzeugt, kann pervers gar nicht »krankhaft« sein und meinen. Die drei Begriffe Neurose, Perversion und normale Sexualität, so hat de Lauretis herausgefunden, korrespondieren mit den drei Begriffen Über-Ich, ES und Über-Ich. Da bei diesen drei Begriffen keiner der »normale« ist, sondern alle drei Begriffe sich gegenseitig bedingen, so schließt de Lauretis daraus, daß auch keinem von den drei Begriffen (Neurose, hetero, pervers) die »Vorherrschaft« in der Sexualität zugesprochen werden darf.

Phantasien statt. Daher steht nach de Lauretis' Überzeugung die Phantasie – nicht die Natur oder die Biologie – am Ursprung der Sexualität. Diese Phantasien sind somit gesellschaftliche wie subjektive Konstruktionen. D.h. gesellschaftliche und subjektive Phantasien konstruieren letztendlich die Sexualität. Jede Phantasie wirkt auf die Sexualität. Die erste Phantasie, von der das ehemalige kleine Mädchen und die heutige Lesbe geprägt ist, ist die »Verführungspanthasie«, glaubt de Lauretis. »Verführungspanthasien« werden von der erwachsenen Frau gespürt. Und wenn frau unbewußt auf Urphantasien in ihr reagiert, (re-)aktiviert sie diese (unbewußten) Phantasien. Diese unbewußte Phantasien werden dann neu besetzt. Es entsteht das von de Lauretis bezeichnete perverse Begehren, oder die Liebe von Frauen zu Frauen. Die »Verführungspanthasien« haben ihren Ursprung in der kindlichen Pflege, davon ist de Lauretis überzeugt. Den Verführungspanthasien liegen Urphantasien<sup>4</sup> zugrunde, und die Urphantasien kommen aus der Babypflege. »Diese Pflege trägt, indem sie bestimmte Regionen des Körpers besonders auszeichnet, dazu bei, diese Regionen als erogene Zonen zu definieren, als Zonen des Austauschs, welche die Erregung anziehen und hervorrufen, um sie später autonom, durch innere Stimulation, zu reproduzieren [...] Man muß sich tatsächlich vorstellen, daß über solch zufälliges und flüchtiges Erleben hinaus gewisse Bedeutungen, die der Erwachsenenwelt entstammen, mittels Handlungen, die scheinbar ganz alltäglich und völlig unschuldig sind, in das Universum des Kindes eindringen.«<sup>5</sup> In den Verführungspanthasien liegt unter anderen auch die Freudsche theoretische »Kastrationsphantasie«. Die *Kastrations-*

4 Ebd. »Die Urphantasien sind ein »phylogenetischer Besitz«. S.261

5 Jean Laplanche, zit. ebd., S.156

*phantasie* ist eine psychoanalytische Figur in Freuds Konzept. Auch die Kastrationsphantasie (re-)formuliert de Lauretis. So gelangt de Lauretis zu der Feststellung der drei weiblichen Maskeraden<sup>6</sup>-Typen. D.h. je nachdem, wie das weibliche Baby bzw. Mädchen die von unterschiedlichen Seiten an sie herangetragene Kastrationsphantasie verarbeitet, bildet sich bei ihr eine der drei Formen der weiblichen Maskerade heraus. (Themabedingt lasse ich die Hetero-Frau<sup>7</sup> unthematisiert.) Wie erklärt de Lauretis die zwei weiteren weiblichen Maskeradetyphen?

#### *Entwicklung der Lesbe*

Die jetzige Lesbe muß ursprünglich die Mutter begehrt haben. Und den Weg des vorgeschrieben psychoanalytischen Diskurses ist diese Lesbe auch nicht gegangen. Die Theorie schreibt vor, daß das Mädchen die Liebe zur Mutter in einer bestimmten Phase, die prä-ödiipale Phase genannt wird, von der Mutter auf den Vater richten muß. Mit dieser Liebes-Objekt-*Verschiebung* soll das Mädchen lernen, sich später als Frau auf einen Mann zu konzentrieren. Doch das damalige Mädchen, die heutige Lesbe, geht ihren eigenen Weg. Sie sucht sich ein anderes Liebes-Objekt als das, was ihr die Theo-

6 Maskerade meint nach Joan Riviere das übertriebene, zwanghafte Zurschaustellen weiblichen Verhaltens; »das Flirten und Kokettieren mit Männern«, das dazu dient, »den Männlichkeitskomplex der heterosexuellen Frau und ihre Konkurrenz mit Männern zu verbergen.« Vgl. ebd., S. 229

7 »Da ihr [dh. der Hetero-Frau] Erfolg in einem intellektuellen, männlichen Beruf damit gleichbedeutend ist, dem Vater den Penis zu stehlen, muß sie alle »Vaterfiguren« besänftigen, indem sie um deren Gunst wirbt und sich ihnen nach jedem ihrer öffentlichen Auftritte sexuell anbietet.« So ebenfalls Riviere, vgl. ebd., S.229

rie vorschreibt. Damit kritisiert de Lauretis die Theoriebildung. Theorien schreiben nicht nur Verhaltensweisen, Entwicklungen u.ä. vor, sondern sie schreiben diese auch in der Gesellschaft fest, in der *symbolischen Ordnung*. Die Freudsche Theorie schrieb vor, wie die psychogenetische Entwicklung des Mädchen stattfinden soll. Entwickelt sich das weibliche Subjekt z.B. in eine Richtung, die in der Theorie nicht festgeschrieben ist, wird das weibliche Subjekt als Abweichlerin von der »Norm« benannt.

Eine *Abweichung*, d.h. eine nicht zulässige Form des weiblichen Begehrens wäre, wenn das Mädchen die Mutter begehrt und dieses Begehren nicht irgendwann einmal auf dem Vater richtet. Freud wollte, daß Frauen sich auf Männer konzentrieren. Und seine Theorie schreibt es fest in der Gesellschaft, so wie Mädchen eingetrichtert wird, daß sie »nett« sein sollen. Freuds Theorie soll mit Hilfe von Erziehung umgesetzt werden. Begehrt das Mädchen trotz Erziehung die Mutter weiterhin, dann kann da etwas nicht in Ordnung sein. Vielleicht ist das Mädchen krank? Pathologisch. So lautet eine der psychoanalytischen Theorieschlußfolgerungen, die de Lauretis ablehnt.

Doch wie entwickelt sich das Mädchen, das trotz alledem die Mutter wegen ihrem weiblichen Körper begehrt? Von diesem Begehren erzählt de Lauretis. Das Begehren des Mädchens gerät zuerst in Konflikt mit der gesellschaftlichen und theoretischen Zuweisung, wie das Mädchen sich psycho-sexuell entwickeln soll. In der Psychoanalyse besagt die Theorie, daß jede Frau durch »Kastration« gekennzeichnet ist. D.h nicht nur in der symbolischen Ordnung in Theorien, sondern auch psychisch ist das Weibliche kastriert. Kastration ist auch symbolisch gemeint. Begehrt das Mädchen trotz theoretischen »Vorschriften« weiterhin ihre Mutter und verschiebt das Mädchen ihr Begehren mit der Zeit nicht auf

den Vater, dann verleugnet das Mädchen die ihr vorgeschriebene »Kastration«. Diese Verleugnung, meint Freud, ist »pathologisch«. Doch de Lauretis findet einen anderen Grund und ein anderes Ziel für die *Verleugnung*.

Kastration als psychische Struktur ist »eine subjektiv introjierte Erscheinungsform gesellschaftlicher Erkenntnis die noch einmal in die symbolische Ordnung einschreibt, was möglicherweise ein rein imaginären Gehalt des patriarchalen Unbewußten ist.«<sup>8</sup> Das Konzept der Kastration wird von Freud und anderen »in einer genau determinierte Beziehung zur männlichen-menschlichen Autonomie und Physiologie (Vorhandensein oder Fehlen des Penis und deren Konsequenzen für die Sexuellust)«<sup>9</sup> vorgeschrieben. Die eigentliche Wirksamkeit der Kastration in Freuds Theorie liegt im internalisierten *Verbot* des Zugangs zum ersten Objekt des Begehrens – dem Körper der Mutter.

In diesem Kastrationskonzept stellt der Phallus das Kennzeichen der (Geschlechter)Differenz dar, der Kastrationsdrohung und des Signifikanten des Begehrens gleichzeitig. »Aber nur für das männliche Individuum.«<sup>10</sup> Die Beziehung der weiblichen Psyche zur Kastrationstheorie erlaubt dem weiblichen Individuum nicht, in das Feld des Begehrens einzutreten. Als Subjekt darf das Weibliche nicht begehren, sondern nur (sein) Objekt des Begehrens sein.<sup>11</sup> D.h. dem weiblichen Subjekt fehlt – theoriegemäß – das Mittel zum Zugang des Begehrens. Das weibliche Subjekt hat es nicht und darf auch nicht hoffen, es zu besitzen, »es entweder in der

---

8 Ebd., S.192

9 Ebd., S.122

10 Ebd., S.192

11 Vgl. ebd., S.193

symbolischen *oder* in der imaginären Ordnung zu besitzen.«<sup>12</sup> Eine Schlußfolgerung daraus lautet: Da Frauen nichts zu verlieren haben, können sie nichts begehren.<sup>13</sup> Der Phallus ist Signifikant in dem Part des LOGOS. Als Grundlage der Theorie des perversen Begehrens spielt der Phallus eine wichtige Rolle, meint de Lauretis. Nicht der väterliche Phallus oder ein phallisches Symbol ist mit Phallus gemeint, sagt de Lauretis, »sondern etwas von der Beschaffenheit eines *Fetischs*, das das Fehlen des Objekts des Begehrens (den weiblichen Körper) und zugleich den Wunsch des Subjektes danach signifiziert.«<sup>14</sup>

Das weibliche Subjekt verleugnet hier die Kastration der Mutter aus zwei Gründen. Auf der einen Seite besitzt das weibliche Subjekt die *Erkenntnis*, daß die Mutter keinen Penis hat wie der Vater, *und* auf der anderen Seite die *Weigerung*, das Fehlen des Penis bei der Mutter anzuerkennen.<sup>15</sup> Eine Folge dieser Verleugnung ist, daß das weibliche Subjekt ihr Begehren (Mutter) in einem Austausch verschiebt. Sie verschiebt ihr Begehren auf ein anderes Objekt oder einen anderen Körperteil, auf die Kleidung, das Haar und so weiter. Auf einen Fetisch. »Der Prozeß der Verleugnung erzeugt die Kompromißphantasie, die eine Wiederbelebung *aller* Triebe erlaubt.«<sup>16</sup> Um das weibliche Begehren nicht zu verlieren, hat die weibliche Phantasie einen Kompromiß zwischen eigenem Begehren und äußerlichem *Zwang* geschlossen und ihr Begehren auf ein anderes Objekt verschoben.

---

12 Ebd.

13 Vgl. ebd., S.193

14 Vgl. ebd., S.193

15 Vgl. ebd., S.193

16 Ebd., S.249

In der Theorie des perversen Begehrens entsteht durch *Verleugnung* des »Mangels« die maskuline Lesbe. Der hier gemeinte Mangel ist nicht der Penis-Mangel. Sondern der Mangel an Anerkennung des »Mangels«, der Freud und die Gesellschaft den Frauen zuschreibt. Denn de Lauretis hat auch diesen Mangel (re-)formuliert. Das ursprüngliche Mädchen ist zu einer maskulinen Lesbe geworden, weil sie den ihr von der Theorie und Praxis vorgeschriebenen »Mangel« verleugnet hat. Anders formuliert, sie spürt diesen sogenannten »Mangel« einfach nicht. Nicht bei der Mutter und nicht bei sich selbst. Sie spürt keinen Mangel, kein Fehlen und keine Kastration. Doch durch die gesellschaftliche Festschreibung des »Mangels« bei Frauen hat das Mädchen eine *narzißtische Kränkung* (er-)fahren. Das heißt, ihr Selbstwertgefühl wurde verletzt. Eine *narzißtische Wunde* ist (er-)zeugt wurden. Um sich vor einer weiteren Kränkung zu schützen, bildet das Mädchen also eine Kompromißphantasie. Mit dieser Kompromißphantasie gelingt es dann dem Mädchen, ihr weibliches Begehren zu retten. Da sie es immer wieder retten muß, denn gegen sie werden immer wieder Angriffe gestartet, besetzt sie es mit einem Objekt. Sie besetzt ihr Begehren mit einem Fetisch. Der *lesbische Fetisch*, meint de Lauretis, leistet viel mehr, »als den Penis zu ersetzen, »da er etwas signifiziert, was niemals irgendwo war.«<sup>17</sup> Durch Verleugnung des Mangels und Neubesetzung mit dem Fetisch wird ein Zwischenraum geschaffen, in dem das neue Objekt des Begehrens entstehen und entwickelt werden kann. So wird das perverse »Begehren – nicht die Liebe oder ein Bedürfnis –«<sup>18</sup> zum Kennzeichen der lesbischen und weiblichen Sexualität. Das perverse Begehren bil-

---

17 Ebd., S.197

18 Ebd., S.244

det dann die lesbische Sexualität. Erst durch die Konstellation eines reinen Frauenbegehrens entsteht das perverse Begehren. Das perverse Begehren entsteht durch das eigene weibliche Begehren zu einer »Frau«, aus der Ur-Phantasie, also ohne daß eine Frau in der Realität der begehrenden Frau vorkäme. So kommt es zum lesbischen Begehren, ohne daß automatische zwei reale Frauen sich gegenüberstehen. D.h. frau kann frau begehren, ohne daß weit und breit eine Frau in Sicht wäre. Dieses Begehren nennt de Lauretis das perverse Begehren. In dieser Bewegungsform ist dann das perverse Begehren selbst nur eine Bewegung zwischen Frauen, oder es ist auch als Bewegung ein Fetisch.

#### *Die Signifikation des Fetischs*

Das Objekt und der Signifikant des perversen Begehrens, meint de Lauretis, »sind phantasmatische Entitäten, Objekte oder Zeichen, die irgendwie an eine begehrlche Phantasie geknüpft wurden.«<sup>19</sup>

Das perverse Begehren wird durch ein Zeichen signifiziert, indem es das begehrende Objekt und zugleich dessen Fehlen beschreibt. De Lauretis wählt den Begriff Fetisch für das perverse Begehren, um ihn von Phallus / Penis unterscheiden zu können. Der Begriff Fetisch ist für die Theorie lesbischer Sexualität unverzichtbar, meint de Lauretis, weil der Begriff Fetisch eine eindeutige Abgrenzung zum väterlichen Penis-Phallus nennt, »als das Zeichen oder der Signifikant für Verbot, *Differenz* und Begehren dient, ohne die die lesbischen Liebenden sozusagen einfach zwei Frauen im selben Bett wären.«<sup>20</sup>

---

19 Ebd., S.200

20 Ebd., S.203

So sehr die maskuline Lesbe ihren maskulinen Körper haßt, »so sehr läßt sie sich auf die Verlockung maskuliner Kleidungsstücke ein.«<sup>21</sup> Das (männliche) Kleidungsstück, oder kurze Haare usw., sind die Fetische, die ihr Begehren signifiziert, und sie sind zugleich das, was ihre Geliebte an ihr begehrt. »Kurz gesagt, der lesbische Fetisch ist jedes Objekt, jedes beliebige Zeichen, das die *Differenz* und das Begehren zwischen den Liebenden markiert.«<sup>22</sup> Auch der begehrte weibliche Körper ist ein Fetisch. Hier geht es um einen Fetisch mit einer Wiedergutmachungsfunktion. Denn die *narzißtische Kränkung* des Mädchens bestand darin, »keinen Körper zu haben, den die Mutter begehrt.«<sup>23</sup>

»Die *Abwehr in der Verleugnung*, die *Spaltung des Ichs* und die *zweideutige Verneinung* des Realen (ich habe ihn nicht, aber ich werde/kann ihn haben) werden nicht vom Mangel oder Verlust eines Penis hervorgerufen, sondern vielmehr von dem früheren Mangel und von der darauf folgenden Schädigung des libidinösen Verhaltens des Subjekts zu einem Körperbild.«<sup>24</sup> Der Fetisch schließt diese *Spaltung* zum eigenen Körperbild. Denn der Fetisch ist »Zeichen für ein Fehlen und für ein Vorhandensein«. Das perverse Begehren nach dem weiblichen Körper wird also auf den Fetisch verschoben und gleichzeitig mit den am stärksten codierten kulturellen Konventionen signifiziert – daher die maskuline Kleidungsstücke u.ä. Der Fetisch »ist das bei weitem häufigste Zeichen eines, das in irgendeiner Form als Männlichkeit codiert ist.«<sup>25</sup> Es gibt unzählige *lesbische Fetische*. Und

---

21 Ebd.

22 Ebd.

23 Ebd., S.205

24 Ebd., S.206

25 Ebd., S.207

aus lesbischen Texten stellt de Lauretis fest, daß der Fetisch stets der weibliche Körper ist. Der weibliche Körper wird begehrt und auf verschiedene Weisen verschoben und signifiziert. »Anders gesagt, was die Lesbe an einer Frau begehrt [...] ist [...] ein Teil, vielleicht die Gesamtheit des weiblichen Körpers oder etwas, was auf metonymische Weise damit zusammenhängt, wie beispielsweise physische, intellektuelle oder emotionale Eigenschaften, Haltung, Einstellungen, äußere Erscheinung, Selbstdarstellung -so erklärt sich die Wichtigkeit der Kleidung, Kostümierung, Auftritt und soweit in der lesbischen Subkultur.«<sup>26</sup> Fetische »verkörpern jene verdrängten Ereignisse und Phantasien«<sup>27</sup>, meint de Lauretis. Das zeigt auch, daß die *narzißtische Wunde* geblieben ist. Durch den Fetisch kann die Wunde geheilt werden. »Ohne Verleugnung und Kastration ist der weibliche Fetischismus nur geschlechtlich (gender), aber nicht mehr sexuell.«<sup>28</sup> Den Lesbianismus, die weibliche Homosexualität mit Fetischismus versteht de Lauretis als eine Form von feministischer Widerstand gegen gesellschaftliche Realität, in der der Fetisch – das geliebte Objekt der Lesbe –, die andere Frau ist. Dieses Begehren entsteht – nicht aus einer Angst vor Weiblichkeit, sondern geht aus einer Liebe zu der Frau hervor.

#### *Der Begriff Verleugnung*

Die Verleugnung ist eine weibliche Abwehrreaktion auf die Kastrationsdrohung. Verleugnung geschieht durch eine *Spaltung des Ichs*. Anteile der Außenwelt werden abgewehrt. Diese Verleugnung be-

---

26 Ebd., S.199

27 Ebd., S.209

28 Ebd., S.236

inhaltet einen Widerspruch, eine doppelte oder *gespaltene* Überzeugung. Verleugnung »ist eine Strategie zum Selbstschutz von Frauen, die sich nicht gegen eine sexuelle Drohung, sondern gegen ihren sozial erniedrigten Status als sexuelle Objekte richtet.«<sup>29</sup> Die Verleugnung von Außenweltanteilen hat mit Abwehrvorgänge des Ichs zu tun. Verdrängung und Verleugnung sind Abwehrvorgänge. Sie sind gleichrangig, doch haben sie verschiedene Auswirkungen. Verleugnung ist das Resultat eines Kompromisses zwischen dem Es (hier einfach als Trieb) und dem Über-Ich (einfach als Unbewußtes); oder das Resultat zwischen dem Körper-Ich und der von außen gegen die weibliche Psyche gesetzte *Grenze*. An diesem Ort (Nahtstelle) findet eine unaufhörliche Verhandlung zwischen den Forderungen des Es und den Ansprüchen des Über-Ich statt. Die Begegnung dieser zweie Strukturen konstituiert die dritte Struktur, das Ich. Die Bewegung zwischen beiden Strukturen führt zur Verhandlung. Deswegen kann de Lauretis sagen, daß Sexualität ein offener Prozeß ist. Sexualität wäre dann ein offener Prozeß nach außen *und* nach innen, »der vom Wandel und von den Zufälligkeiten in der Innen- und Außenwelt des Subjekts überdeterminiert ist.«<sup>30</sup> Daher kann dieser Prozeß immer wieder neu strukturiert werden, da er immer wieder verhandelt werden kann. Auch das perverse Begehren kann analog der Innen- und Außenwelt des Subjekts neu strukturiert werden, wenn es als eine intersubjektive Beziehung zwischen zwei Frau aufgefaßt wird. Dieses perverse Begehren muß neu strukturiert werden, weil das Mädchen eine narzißtische Wunde erfahren hat, d.h. das Mädchen hat ein eigenes Körper-Seins-Verfehlen (er-)fahren, wenn es hieß, ihr Körper hätte einen »Mangel«.

---

29 Ebd., S.241

30 Ebd., S.221

»Das lesbische Begehren bildet sich gegen eine Kastrationsphantasie aus, gegen eine narzißtische Kränkung des Körperbildes des Subjekts, die den Verlust des mütterlichen Körpers durch den angedrohten Verlust des weiblichen Körpers verdoppelt. Weil die von der Mutter ausgehende narzißtische Bestätigung des Körperbildes, das beim Subjekt die imaginäre Matrix oder den ersten Umriß des Ichs stiftet, verfehlt wurde, ist das Subjekt vom Verlust des Körper-Ichs, einem Seinverfehlen, bedroht. Der Kastrationskomplex, der das väterliche Verbot des Zugangs zum weiblichen Körper (zum weiblichen Körper der Mutter: als Inzest, zum eigenen: als Masturbation und zu dem anderer Frauen: als Perversion) ebenso etabliert wie die »Minderwertigkeit« der Frau, schreibt diesen Mangel in die *symbolische Ordnung der Kultur* ein, und zwar in den Begriffen der sexuellen Differenz als biologischen, »natürlichen« und nicht behebbaren Mangel – als Mangel eines Penis. [...] Der andere Mangel wird in der Innenwelt auf einer imaginären oder phantasmatischen Ebenen subjektiv zur Kenntnis genommen (obwohl er sich auch symbolisch über verbale Äußerungen ausdrücken kann), und ihm wird darüber hinaus von der Wahrnehmung die Gültigkeit abgesprochen («Ich habe schließlich einen weiblichen Körper – und doch...«). Diese widerwillige Akzeptanz (die nichtsdestoweniger Akzeptanz ist) kann den Beweis für den sogenannten Penisneid liefern, einen Begriff, der das Gefühl des Mangels oder der Beraubung, das von vielen Frauen privat und öffentlich zugegeben wird, falsch übersetzt wird.«<sup>31</sup>

Wenn die Theorie der weiblichen Kastration eine Seinsverfehlung im weiblichen Körper-Ich bedeutet, dann wird das weibliche Subjekt vom dem »Mangel« eines femininen Körpers, der narziß-

31 Ebd., S.222 f.

tisch geliebt werden kann, am stärksten bedroht. Gegen diese Drohung tritt der Mechanismus der Verleugnung. Das Mädchen verleugnet die Kastrationsdrohung und schützt dadurch ihr weibliches Ich. Für diesen (Selbst)Schutz muß das Mädchen jedoch eine Kompromißphantasie zustandebringen. Verführungsphantasien, Kastrationsphantasien und Kompromißphantasien sind die Grundsäulen von de Lauretis' Theorie des perversen Begehrens.

*Phantasie* ist immer das tätige Glied zwischen Trieb und Ich-Mechanismus. »Was das weibliche Subjekt des perversen Begehrens verleugnen muß, ist demnach nicht die Wahrnehmung eines fehlenden mütterlichen Penis (tatsächlich eine *Nicht*-Wahrnehmung), demgegenüber sie keine Körperziele haben könnte und der deswegen keinen phantasmatischen Wert für sie hätte, sondern vielmehr die Abwesenheit eines weiblichen Körperbildes (auch eine *Nicht*-Wahrnehmung). Diese (*Nicht*)Wahrnehmung entspricht meiner Meinung nach der (*Nicht*)Wahrnehmung des fehlenden Penis bei Freud männlichen Fetischisten; sie dient in ähnlicher Weise zum Ichschutz und zur Bestätigung des Körper-Ichs.«<sup>32</sup> »Zusammenfassend ist die Verleugnung der Kastration eine Kraft, die den Trieb vom ursprünglichen verlorenen Objekt (von der Mutter) *weglenkt* [...] Diese Wertverschiebung oder der Affektübertrag auf den Fetisch erlaubt es dem weiblichen Subjekt, den weiblichen Körper – andere Frauen – erneut libidinös zu besetzen, und zwar mit Hilfe des phantasmatischen oder innerpsychischen Bildes, für das der Fetisch ein Verschiebungszeichen ist. *Wenn* also von der Verleugnung der Kastrationsangst die Rede ist, *dann* ist von einer »Instabilität des Subjekts«<sup>33</sup> die Rede, meint de Lauretis. Diese Instabili-

32 Ebd., S.223 f.

33 Ebd., S.227

tät des weiblichen Subjekts aufzuheben, ist nach de Lauretis möglich. Freud bot eine Möglichkeit: »Frauen können *entweder* versuchen, den Phallus zu haben *oder* der Phallus zu sein.«<sup>34</sup> Eine dritte Variante kannte Freud nicht. De Lauretis schon. De Lauretis will die intersubjektive Beziehung zwischen zwei Frauen, zwischen zwei Lesben, als eine Instanz zur weiblichen Identitätskonstituierung erheben. Was automatisch eine zweite Lesbe in die Szene einführt.

Ich behaupte, schreibt de Lauretis, »daß das weibliche Subjekt des perversen Begehrens den Wunsch nach dem fehlenden weiblichen Körper und die (Nicht)Wahrnehmung seiner Abwesenheit durch den Mechanismus der Verleugnung auf eine Reihe von Fetischobjekte oder Fetischzeichen verschiebt, die zugleich den Wunsch und die Abwesenheit (den Verlust) signifiziert und den abwesenden (verlorenen, verneinten) und erwünschten weiblichen Körper re-präsentieren.«<sup>35</sup> Auf der Suche nach dem verlorenen »weiblichen« Objekt, mit dem perversen Begehren und mit Fetischen ausgestattet, begegnet die maskuline Lesbe der femininen, von der de Lauretis nicht viel zu erzählen weiß. Die Differenz zwischen maskuliner und femininer Lesbe besteht nur in der Verleugnung.

#### *Entstehung der femininen Lesbe*

»Eine *dritte Form* ist die Maskerade der Weiblichkeit, die die *femme* vorführt, und die in einem lesbischen subkulturellen Umfeld an die *butch* gerichtet ist.«<sup>36</sup> »Die übertriebene Zurschaustellung von Weiblichkeit in der Maskerade der *femme* führt die sexuelle Macht

34 Ebd., S.231

35 Ebd., S.224

36 Ebd., S.237

und das Verführerische des weiblichen Körpers vor, wenn er der *butch* zur gegenseitigen narzißtischen Ermächtigung angeboten wird.«<sup>37</sup>

Die feminine Lesbe »akzeptiert« die Kastration, meint de Lauretis. Viel mehr hat de Lauretis nicht zur femininen Lesbe vorzutragen. De Lauretis fügt zu diesem Typ Lesbe noch hinzu, daß diese sich weigert, »ihr Liebesobjekt vom mütterlichen auf das väterliche umzustellen.«<sup>38</sup> »Sie [feminine Lesbe], die ihre Kastration akzeptiert, aber eine Frau liebt, spielt die einsame Rolle einer (für sich) unproblematischen und (für die Geliebte) begehrenswerten Weiblichkeit. Bei weiterem Nachdenken erscheint sie [feminine Lesbe] als eine Art Traumgestalt, eher eine *Projektion* oder *Phantasie* als eine wirkliche Frau. Einzig für sie braucht es keine Verleugnung zu geben. Ihre vorübergehende, frühere Bindung an den Vater [...] wird rasch und reibungslos auf eine phallische Frau übertragen [...]. Sie [feminine Lesbe] behält ihr mütterliches Liebesobjekt, aber ohne an der phallischen Phase festzuhalten und somit auch ohne einen Männlichkeitskomplex zu entwickeln.«<sup>39</sup> »In allen drei Fällen geht es bei der Maskerade um eine Vorführung [per-forming], das heißt einer Zurschaustellung oder Präsentation des Selbst vor anderen in einem soziokulturellen und soziosexuellen Kontext.«<sup>40</sup>

37 Ebd., S.225

38 Ebd.

39 Ebd., S.243

40 »Mit anderen Worten, die Unterscheidung zwischen den drei Formen der Maskerade in der Ansprache erfordert auch eine Unterscheidung in bezug auf das Triebziel und die Objektwahl: wie sexuelle Lust gewonnen wird, durch welchen Fetisch, und ob die Libido des Subjekts den weiblichen Körper oder den Phallus besetzt.« Ebd., S.237

In allen drei weiblichen Maskeraden geht es aber auch und ausschließlich um die Verarbeitung von Phantasien, die im Zusammenhang mit dem Patriarchat stehen, und denen de Lauretis den Namen Fetisch gibt.

Fetische sind die *Verlockung* für Lesbe(n) und Fetische bilden eine »performativ Neuinszenierung«, die zu einem neuen Körper-Ich führen. Dieses neu-besetzte Körper-Ich trägt jetzt eine lesbische »maskuline oder feminine« (bzw. perverse) Identität. Diese *doppelte* Weiblichkeit, *butch und femme*, macht die erotische Macht des ungezügelter, natürlichen weiblichen Körpers in den Beziehungen zwischen Frauen geltend. Das ist ein anderer Aspekt des Fetischs. Dieser Aspekt »ist seine erotische Macht, sein performativer Charakter der souveränen Tat,«<sup>41</sup> die Macht, die durch Frauen jederzeit entfacht werden kann. Zwischen zwei Frauen entsteht nicht nur ein perverses Begehren, sondern ein performatives Begehren. Dieses Begehren ist deshalb performativ, weil es aus einer patriarchalischen Theoriekonstruktion entwickelt wurde. Aus dieser Abhängigkeitskonstruktion kann auch ein selbständig-weibliches-Begehren entwickelt werden. De Lauretis bietet eine Theorie dazu an. Wenn Lesben unter einander, analog der psychoanalytische Praxis, in einer intersubjektiven Beziehung ihr Begehren entfachen und weiter entwickeln. Das ist de Lauretis' Lösungsvorschlag. Aus dieser, aus zwei zusammengesetzten lesbischen Identitäten formuliert de Lauretis den Satz: »daß nicht eine, sondern zwei Frauen die Lesbe machen.«<sup>42</sup> In dieser Praxis soll eine »Aufwertung der weiblichen Sexualität«<sup>43</sup> stattfinden. De Lauretis

41 Ebd., S.235

42 Ebd., S.243

43 Ebd., S.167

(re-)formuliert fast jeden psychoanalytischen Begriff und entwickelt daraus Phantasien-Kategorien und die Konstruktion des perversen Begehrens.

## 2. Judith Butler

Der Begriff Performativität scheint Butlers Lieblingsbegriff zu sein. Daher spricht Butler auch von »neuen« Körpern<sup>44</sup>, die performativ produziert werden. Und sie spricht auch von sexueller Identität, die konstruiert ist, wie sie behauptet.<sup>45</sup> Bei Butler ist es nicht möglich, nur von lesbischer Sexualität oder Identität zu reden, da sie fast ausschließlich homosexuelle (d.h. auch schwule) Sexualität und Identität mitformuliert. Leider.

Butler fragt nach der Konstruktion von Sexualität. Denn daß Sexualität eine Konstruktion ist, steht für Butler außer Frage. Denn wenn es keine Konstruktion ist, warum sollte Sexualität, wie es der Fall ist, so stark restringiert sein? Die Konstruktion von Sexualität schildert Butler mit dem Begriff der Performativität und in diesem Begriff sind auch die »Phantasien« eingebettet. So interessant und faszinierend Butlers Theorie ist, werde ich dennoch lediglich auf einen kleinen Ausschnitt ihrer »phantastischen« Gedanken und Theorie eingehen.

In der Sexualität finden wir die Synthese von *Konstruiertheit und Zwang*. Doch welchen Sinn hat diese Zusammensetzung, fragt Butler. Von einer Wahl oder freier Entfaltung von Sexualität kann nicht

---

44 Vgl. Judith Butler: *Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität*, in: *Grenzen lesbischer Identitäten*, Sabine Hark (Hg.), Berlin 1996, S.15-37

45 Vgl. Judith Butler: *Körper von Gewicht*. Gender Studies, Frankfurt am Main 1997

die Rede sein. Im Gegenteil. Das ist undenkbar, schreibt Butler und sie meint es so. Es ist *nicht daran zu denken*. Sexualität kann nicht gedacht werden, und Sexualität wird auf grausame Weise konstruiert, schreibt sie. Mit der *Logik der Verwerfung* wird die Normalisierung von (Hetero)Sexualität instituiert. Butler macht sich zur Aufgabe, den Sinn von Zwang in der Sexualität anhand der Logik der Verwerfung ausfindig machen zu wollen. Butlers Methode besteht darin, unzählige, wenn auch oft sinnvolle Fragen zu stellen, an denen sie sich abarbeitet. Eine Frage lautet z.B.: Wenn Sexualität mit Zwang verbunden ist, wie lassen sich dann tiefsitzende oder konstitutive Zwänge anhand symbolischer Grenzen in ihrer Widerständigkeit und Anfechtbarkeit formulieren?

Die meisten (theoretischen, psychosozialen u.ä.) Konstruktionen haben bisher die Zwänge nicht berücksichtigt. Doch wir müssen festhalten, daß ohne Zwänge ein bestimmtes lebendes und begehrendes Wesen seinen Weg nicht gehen kann. Jedes Wesen wird eingeschränkt durch das, was unvorstellbar ist, aber auch durch das, was radikal und undenkbar bleibt, zum Beispiel im Bereich Sexualität. »Es gibt eine Tendenz zu glauben, Sexualität sei *entweder* konstruiert *oder* determiniert; eine Tendenz zu glauben, *wenn* sie konstruiert ist, *dann* sei sie in gewisser Weise frei, und *wenn* sie determiniert ist, *dann* sei sie in gewisser Weise festgelegt.«<sup>46</sup> Diese Gegensätze beschreiben aber nicht die Komplexität und die Bedingungen von Sexualität, meint Butler.

Die performative Dimension der Konstruktion ist genau die erzwungene unentwegte Wiederholung der Normen. D.h. Zwänge existieren nicht für die Performativität. Performativität ist weder freie Entfaltung noch theatralische Selbstdarstellung. Performativität

---

46 Ebd., S.138

kann auch nicht einfach mit darstellerischer Realisierung [Performance] gleichgestellt werden. Aber auch Zwang ist nicht das, »was der Performativität eine Grenze setzt; Zwang verleiht der Performativität den Antrieb und hält sie aufrecht.«<sup>47</sup> Performativität kann nicht außerhalb eines Prozesses der Wiederholbarkeit verstanden werden. Die Wiederholung wird nicht von einem Subjekt performativ ausgeführt, sondern das Subjekt wird durch die Wiederholung (er-)möglich. Die Wiederholung impliziert ein Ritual, das unter Zwang und durch Zwang wiederholt wird. Ritual und Zwang instituiert *Macht*. Unter der Macht und durch die Macht des *Verbots*, des Tabus und unter Androhung, Ächtung, *Strafe* wird Sexualität produziert. Es entsteht eine bestimmte Form von Sexualität: restringente Sexualität. Unter und mit dieser restringierten Macht wird Sexualität kontrolliert und produziert. Diese produzierte Sexualität ist bereits eine performative Sexualität. Das Verbot, das Gesetz unterdrückt nicht nur Sexualität, sondern (er)zwingt auch die Richtung, in der Sexualität sich zu entwickeln hat. Das Gesetz hat die Fähigkeit, gleichzeitig zu produzieren und einzuschränken, indem es in jedem Körper ein biologisches Geschlecht [sex] sicherstellt. Eine Form, wie das biologische Geschlecht sichergestellt wird, geschieht durch die Sprache. Die *Sprache* geht jedem beliebigen Körper voraus, meint Butler. Indem das Subjekt als Ich zu sprechen anfängt, konstituiert sich das Subjekt als Akt. Damit nimmt das Subjekt einen sexuierten Platz in der Sprache ein – die Sprache erzwingt somit das biologische Geschlecht. Das Geschlecht wird zur symbolischen Position, die unter Strafandrohung eingenommen wurde. Diese Zwänge sind schon in der Struktur der Sprache enthalten. Zwänge setzen Grenzen, was konstituiert wird oder nicht.

---

47 Ebd., S.139

Wer eine sexuierte Position in einem symbolischen Platz (Gesellschaft, Sprache u.ä.) annimmt, ablehnt u.ä., identifiziert sich mit der von der Gesellschaft vorgeschriebenen Position. »Und wenn die Identifizierung auch beinhaltet zu *phantasieren*, daß dieser symbolische Ort erreicht werden kann, dann operiert der heterosexistische Zwang, der zur Geschlechtsannahme zwingt, mit der Regulierung der *phantasmatischen Identifizierung*.«<sup>48</sup>

Doch was geschieht, fragt Butler, wenn das Gesetz zum Ort der Erotisierung wird? In diesem Fall, so Butler, findet eine Identifizierung mit den verbotenen Praktiken statt. Die Aufzählung verbotener Praktiken bringt diese Praktiken durch das Gesetz in die Öffentlichkeit und produziert sie. Es findet eine *invertierte Identifikation* statt mit Verwerflichkeit statt Lust. Auf der einen Seite wird von der Heterosexualität die Homosexualität verworfen, doch auf der anderen Seite wird sie mit dieser Verworfenheit von beiden Seiten als Identifikation eingesetzt. Die Identifikationskonstellationen sind, entsprechend der *Logik der Verwerflichkeit* mindestens vier Typen. Der Heterosexuelle bestraft den Heteromann mit der Bezeichnung »schwuler« Mann, wenn er nicht der Heteronorm entspricht, und den weichen Schwulen mit »Verweiblichung«. Hier haben wir zwei männliche Typen, die von der Heterosexualität mit der Verworfenheit von Homosexuellen konstituiert werden. Auch das Weibliche wird sowohl in Hetero- wie in Homolager von der Heterosexualität konstituiert. Die selbstbewußte Hetero-Frau wird als vermännlicht beschimpft und die Lesbe als Mannsweib, wenn sie nicht der Heteronorm gerecht wird. Mindestens vier sexuellen Ableitungen konstituiert die Heterosexualität. Auf der Seite der Homosexuellen gibt es zwei heterosexualisierte

---

48 Ebd., S.141

Kategorisierungen, die »phallisierte Lesbe [...] und der verweiblichte Schwule [...]«<sup>49</sup>. Das Patriarchat produziert durch das Spaltungsdenken zahlreiche Identifikationsfiguren, die aber alle nach einer Norm ausgerichtet werden. Dieser Gedanke führt Butler zu der Überzeugung, daß der Heterosexismus der Kultur bewahrt wird, indem er die Homosexualität in das »nicht realisierbare Leben vorübergehender Phantasien verweist.«<sup>50</sup> Heterosexualität und Phantasien bilden eine Synthese. Homosexualität ist in dieser Konstruktion etwas Unselbständiges, Imaginäres, einfach nur eine Phantasie der Heteros, vereinfacht ausgedrückt.

So kommt Butler zu der Überzeugung, daß der Eintritt der Homosexualität in das Symbolische, d.h. in die bürgerliche symbolische Ordnung, wenig ändern wird, wenn nicht das Symbolische sich von Grund auf ändert.<sup>51</sup> Die Legitimierung von Homosexualität muß der Macht der Normalisierung widerstehen, »damit eine Umdeutung des Symbolischen im Zeichen von *queer* die Normativität seiner Bestimmungen ausweisen und ändern wird.«<sup>52</sup> Eine sexuierte Position wird abgesichert durch die Hinterlegung *nicht* heterosexueller Identifikationen im Bereich des kulturell Unmöglichen, dem Bereich des Imaginären, das sich kraft des Gesetzes legitimiert. Die Homosexualität wird nicht vollständig verworfen, weil sie zugeschnitten wird als die *Figur des Scheiterns*. Homosexualität ist zu machtlos, um die herrschenden Gesetze neu zu formulieren. »Das Verwerflichmachen der Homosexualität kann nur durch eine Identifizierung mit einer Verwerflichkeit erfolgen, eine Identifizie-

---

49 Ebd., S.158

50 Ebd., S.159

51 Ebd.

52 Ebd.

nung, die verleugnet werden muß.«<sup>53</sup> Diese homosexuelle Identifizierung wird gefürchtet, schreibt Butler, weil sie bereits gemacht worden ist. Die Heterosexualität verkennt jedoch die Tatsache, meint Butler, daß so, wie sie bestimmte Mechanismen zur Identifizierung einsetzt, solche auch von anderen, z.B. von Homosexuellen eingesetzt werden können.

Die sich zur Norm erhebende Heterosexualität entpuppt sich also selbst als Imitation. Heterosexualität kann sich ja nur aufrechterhalten, wenn sie sich permanent gegen Homosexualität abgrenzt, also stets aktiv ist. Daher (er-)scheinen uns die Heterosexuellen fälschlicherweise als Original und als Matrix von Homosexuellen. D.h. homosexuelle Identität wird im Wiederholungszwang, »performativ« hergestellt. Daher sollten uns alle Kategorien von Geschlechtsidentitäten *Unbehagen* bereiten, meint Butler. Auf der anderen Seite will Butler auch nicht die Relevanz homosexueller Identität leugnen. Identitäten waren / sind Instrumente regulatorischer Regimes. Z.B. der »indirekte« und aufgezwungene Diskurs: *Coming out*, der sicher auch einen Zweck hat. Aber wer out ist, ist sie / er frei von Unterwerfung? Oder könnte es sein, daß der Akt der Subjektion, d.h. der Unterwerfung, wodurch die Lesbe zum Subjekt wird, selbst unterdrückerisch wirkt? Butlers Stärke besteht darin, unzählige Fragen zu stellen, mit denen sie (un)logische Konstruktionen erzeugt, die zum *Queer*-Denken anregen (sollen). Wenn ich mich nicht oute, schreibt Butler, weiß keine(r), daß ich eine Lesbe bin. Und wenn ich mich oute, weiß keine(r), was Lesbe ist. Dieser Prozeß enthält jedoch eine starke Verletzung. Die Privatssphäre ist offen gelegt und die Homosexuellen sind damit jedem Angriff ausgesetzt. Diese Angriffe können

53 Ebd., S.161

identitätsfördernd wie destabilisierend wirken. Aber sowohl das eine wie das andere bildet eine (bestimmte) Identität. Es sieht so aus, als hätte Butler Descartes gelesen.

»Es gilt, die soziale Produktion von Identitäten als fortwährenden, unbarmherzigen Prozeß der hierarchisierenden Differenzierung zu verstehen«<sup>54</sup>, schreibt Hark, der zugleich Neudefinition und Veränderung unterworfen ist. Neue soziale Formen werden als lesbische Identität angenommen und »schaffen auch neue psychische Realitäten und soziale Lebensmuster.«<sup>55</sup> Lesbische Identitätspolitik birgt immer die Gefahr, »all diejenigen auszuschließen, die die Identitätsanforderungen und -bedingungen nicht erfüllen.«<sup>56</sup> Lesbische Identitätspolitik wird zum Problem, das sie lösen wollte. Durch die Homosexuellen-Identifizierung, Heterogebote, Praxen, Normen uä., die letztendlich auf Heterophantasien basieren, wird unter anderem die heterosexuelle Verwerfung von Homosexualität am Leben (er)halten, ist ein Schlußwort. Phantasien überleben, besonders durch Sexualität.

### 3. Gita Tost

*Sexualität* schafft Nähe, schreibt Gita Tost<sup>57</sup>. Darin besteht der Sinn von Sexualität: *Nähe* zu erzeugen, die Kraft gibt und Energie freisetzt. Diese Nähe zwischen Frauen zu erzeugen, ist ganz dringend.

---

54 Sabine Hark. Grenzen lesbischer Identität, in: Grenzen lesbischer Identitäten. Hrg. von Sabine Hark. Quer Vlg. GmbH. Berlin 1996. S.9-S.14, S.12

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Gita Tost: Freischwimmerin. Lust – und Grau(s)zonen lesbischer Sexualität, Königstein 1999

Doch auf dem Weg zur Nähe zwischen Frauen und besonders zwischen Lesben entsteht *Distanz*, schreibt Tost. Distanz (er)scheint auf unterschiedlichen Ebenen, in vielen Formen: Angst, zu versagen, schafft Distanz zwischen Lesben; die Geliebte zu enttäuschen, schafft auch Distanz; Hemmungen zu haben, sich von allen Seiten zu zeigen, ist auch ein Form von Distanz zu sich und zu anderen Lesben und Frauen. Distanz zwischen Frauen ist uns mittlerweile vertrauter als Nähe. Warum sollen wir diese Distanz aufheben und wie können wir die Distanz aufheben? Einen Grund, warum wir diese Distanz versuchen sollten aufzuheben, liefert Tost.

Jede Lesbe erlebt auf unzählige Arten *Blockaden*. Blockaden haben sehr unterschiedliche Gesichter. Von Nicht allein in die »Szene« gehen zu wollen, bis zum Gegenteil, nur alleine, also ohne die Geliebte in die Öffentlichkeit gehen zu wollen. Alle diese Verhalten sind Ausdrucksformen von Blockaden. Blockaden können nur mit *Loslassen* abgebaut werden. Doch zum Loslassen gehört Vertrauen, das nur mit Nähe entstehen kann. Lesbe befindet sich in einem (patriarchalischen) Kreis – aus dem sie sich frei schwimmen kann. Drei Dinge braucht Frau dazu. *Liebe, Kommunikation* und *Geduld*. Mit Liebe, Kommunikation und Geduld, davon ist Tost überzeugt, kann jede Lesbe sich von Blockaden befreien und patriarchalischen Ballast über Bord werfen. Wir schleppen viel zu viel Ballast mit uns mit. Und Ballast meint wirkliche *Last*, die wir tragen: im *Kopf, Herz* und *Bauch*. Doch wir können uns freischwimmen – um »schwimmen« zu lernen und um sich frei zu schwimmen, hat Tost geschrieben.

Blockaden gehören zu den größten patriarchalischen Lastern, die Frauen / Lesben auf dem Rücken tragen. (Frauen / Lesben)Blockaden haben also eine Ursache und einen Zweck, dem Mann zu »dienen«. Wenn wir blockiert sind, können wir uns nichts

Gutes tun – eher das Gegenteil. An der weiblichen Seele, ob der Hetero-Frau oder der Lesbe, können wir beobachten, wie die patriarchalischen, d.h. diese gesellschaftlichen Strukturen auf uns wirken. Diese Strukturen, die fast ausschließlich Gewaltstrukturen sind, hinterlassen in jeder von uns »Spuren«. Eine dieser verursachten Spuren nennt Tost *Symptom*. Viele Spuren, viele Symptome, führen zu einem Resultat, zu einer fragmentierten lesbischen Sexualität und Identität. Jedes Symptom hat seine Entstehung in dem (männlichen) Spaltungsdenken. Und dieses Spaltungsdenken, davon ist Tost überzeugt, haben alle von uns, ob Lesbe oder nicht Lesbe, internalisiert. Das männliche (Spaltungs)Denken zieht sich durch die weibliche Sexualität sowie durch die lesbische Identität hindurch. Wenn z.B. frau Angst vor frau hat, dann liegt es mit Sicherheit an einer Spaltung in der Frau. Wenn z.B. Frauen auf individueller oder kollektiver Ebene stets zu hören oder zu fühlen bekommen, daß es »krankhaft« ist, sich für eine Frau zu interessieren, eine Frau vielleicht sogar zu lieben, oder daß es sich nicht gehört, eine Frau zu begehren, weil es unmoralisch ist, oder weil die Natur der Frau darin liegt, für einen Mann da zu sein, dann wird mit diesen und ähnlichen »Sprüchen« das Gefühl der Frau gespalten. Und wenn frau in dem System überleben will, muß frau, ohne daß sie es richtig merkt, selbst Bestandteile von sich abspalten. Hat frau einmal diese patriarchalischen Konventionen verinnerlicht, dann kann mit Sicherheit gesagt werden, daß in dieser Frau in einer bestimmten Form eine Spaltung vorliegt. Die Spaltung kann im Herzen, im Kopf oder im Bauch liegen, in einem, zwei oder in allen drei Bereichen. Jeder dieser Bereiche kann vom männlichen Spaltungsdenken durchkreuzt sein. Und da aus unterschiedlichen Spaltungen in uns sich unzählige Symptomarten (er)geben, existieren entspre-

chend den Symptomen viele Lesben: »Ökolesbe«, »Schrankslesbe«, feministische Lesbe, Butch u.ä.

Bei de Lauretis hatten wir *drei weibliche Maskerade-Typen*, bei Butler mindestens *vier homosexuelle Konstruiertheiten* und bei Tost haben wir theoretisch *neun Lesbentypen*. Das patriarchalische Spaltungsdenken hat bis zum heutigen Tag keinen Halt gemacht. Die unterschiedlichen Sappho-Charaktere, wie Tost die heutige Lesbe nennt, resultieren aus drei konstitutiven Momenten: Bauch, Herz und Kopf. Daraus (er-)gibt sich dann die Zahl neun, für neun unterschiedliche Störungscharaktere. Mal ist der Kopf fragmentiert, mal der Bauch und das Herz, mal Herz und Kopf usw. Tatsache ist, daß das (patriarchalische Gewalt)Denken eine Zersplitterung der Frau (er-)zeugt. »Ihre Spaltungen können sich auf verschiedene Arten auswirken; zum Beispiel so: Charakteranteile, die nicht dem gängigen Rollenbild entsprechen, werden sanktioniert, bestraft, verleugnet, totgeschwiegen oder lächerlich gemacht. Durchsetzungsvermögen, Unabhängigkeitsstreben, Ehrgeiz, Stärke gehören ebenso zu den unerwünschten Eigenschaften wie selbstbewußte Sinnlichkeit oder Frauenliebe. So wird Frau daran gehindert, diesen Teil ihrer selbst auszuleben. Sie muß ihn unterdrücken, verdrängen. Sublimieren oder sonstwie von sich abspalten, um Anerkennung und Unterstützung zu erhalten. Und schon geht der Riß durch die Seele. Denn natürlich sind die unerwünschten Anteile nicht weg, sondern sie entwickeln wie Untergrundkämpferinnen in den Tiefen der Verdrängung alle möglichen Wirkungen und Folgen.«<sup>58</sup> Die vom Patriarchat unerwünschten Anteile in den Frauen, und oft auch von den Frauen selbst, werden abgespalten. »Je nachdem, welchen

58 Ebd., S.132 f.

Charakter unsere Sappho hat, werden einzelne Bereiche von ihr überbewertet: sie lebt *entweder* sehr verkopft [1] *oder* unheimlich gefühlbetont [2] *oder* [3] verbringt all ihr Freizeit mit Körperpflege [4], Sport [5] und der Gestaltung ihres Aussehens [6].«<sup>59</sup> Wir sehen in diesem kleinen Zitat bereits 6 unterschiedliche Lesben. Und es nimmt kein Ende.

Tost hat wie wenige Autorinnen die *Fragmentierung des Weiblichen* bis in die letzte Pore durchleuchtet. »Das Patriarchat ist ein nahezu perfektes Gewaltssystem. In diesem System wird die Erotisierung von Unterdrückung kräftig gefördert: Unterdrückte, die Lust an ihrem Unterdrücktwerden empfinden, werden sich nicht so schnell zu Wehr setzen. Auf einer tiefen seelischen Ebene werden die Opfer zudem zu Mit-TäterInnen gemacht und so weit in die Unterdrückungsmechanismen hineinverstrickt, daß sie praktisch nicht mehr in der Lage sind, diese Mechanismen zu durchschauen und etwas dagegen zu unternehmen. Genau das ist unsere Situation als Überlebende voller verinnerlichter Gewaltstrukturen.«<sup>60</sup>

Butler hat mit dem Begriff *Performativität* eine »Identifizierungsmethode« geschildert, nach der wir Gewaltstrukturen (durch Identifizierung) verinnerlichen, wie Tost sie beschreibt. Wir identifizieren uns mit diesen, statt sie zu hinterfragen. Unter Lesben, schreiben de Lauretis, Butler und Tost, sind *masochistische sexuelle Phantasien* weit verbreitet. Die Übernahme dieser Phantasien versteht Tost »zunächst als Zeichen der Identifizierung mit Gewaltstrukturen«<sup>61</sup>. Wenn Frauen auf sexuelle Erniedrigung, Handschellen, Gefesselt werden/sein u.ä. mit Lust reagieren, schreibt Tost weiter,

59 Ebd., S.135

60 Ebd., S.157

61 Ebd., S.158

wenn ich »mit körperlicher Erregung reagiere und mich von ihnen sexuell ansprechen lasse. Wenn dich, liebe Leserin, diese Zeilen bei allem Ekel auch irgendwie anmachen, dann haben wir die Lektion, daß Gewalt Lust bringt, gut gelernt. Dann haben wir eine Gewaltstruktur so gut verinnerlicht, daß wir ihr sogar gegen unseren Willen ausgeliefert sind – wie es scheint, völlig hilflos und ohne Kontrolle.« Und einigen Zeilen weiter unten schreibt Tost: »Das meine ich mit dem Begriff *Identifizierung*.«<sup>62</sup> Wenn Frauen sich mit den *männlichen (Gewalt)Phantasien identifizieren*, haben sie das patriarchalische Denken verinnerlicht. Ohne das von Frauen und Lesben internalisierte (männliche) Spaltungsdenken hätte die letzte Stunde des Patriarchats geschlagen.

Aus diesem internalisierten Spaltungsdenken erkennt Tost das Hauptproblem von weiblicher und lesbischer Sexualität und Identität: *Abgrenzung*. Frauen und Lesben, so Gita Tost, haben nicht gelernt, sich abzugrenzen oder sie grenzen sich an der »falschen« Stelle ab. Davon ist Tost überzeugt. Die (Un)Fähigkeit, sich nicht abgrenzen zu können, führt dazu, daß Frauen permanent und vorwiegend von männlichen Grenzüberschreitungen gezeichnet sind. Die Folgen bei Frauen und Lesben sind genauso zahlreich wie die Grenzüberschreitungen. Psychische und physische Verletzungen, Angst, Hemmungen, Kontrollzwänge unterschiedlicher Arten und tausend und eine Blockade. Blockaden sind nur einige von den Symptomen bei Frauen und Lesben, die weibliche / lesbische Nähe verhindern, unmöglich machen. Statt stärkende Nähe zu fühlen, erleben die meisten Frauen und Lesben Distanz. Diese Distanz spüren wir auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Arten: z.B. als Entfremdung, negative Konkurrenz, Neid, Eifersucht

---

62 Ebd., S.159

usw. Alle diese Eigenschaften und zum Großteil auch Verhaltensweisen zwischen Frauen und Lesben verhindern Nähe, Vertrauen u.ä. Die entfremdete Distanz läßt Einsamkeit entstehen, sie (er)zeugt ein Gefühl, das sich ins Fleisch eingräbt, aber auch in der Realität. Sie schreibt sich in die psychische und symbolische Ordnung ein, würde de Lauretis sagen, und sie (er)zeugt eine Performativität, würde Butler sagen.

Vereinsamte Frauen und Lesben sind »Normalität«. Distanz entsteht nicht nur, wenn Angst, Hemmungen u.ä. in einem arbeiten, sondern Distanz bleibt auch. Eine latente Unsicherheit beherrscht den lesbischen Alltag und sicher auch die weibliche Seele. Unsicherheit kann abgebaut werden. Mit Geduld und Liebe und noch einigem weiteren ist es möglich, diese Unsicherheit abzubauen. *Die weibliche Unsicherheit* kommt aus der fragmentierten, gespaltenen weiblichen und lesbischen Identität. Daher sollten wir eine eigene Identität entwickeln und stärken. Dazu braucht Frau/Lesbe: Lust. Lust ist das Tor zum weiblichen und lesbischen Sexualitäts- und Identitäts-Wachstum. Lust auf sich selbst, Lust auf Frau, Lust, die bestehenden Mauern sowohl im Kopf wie im Herzen oder Bauch abzubauen, ist elementar. Aber auch Lust auf die verinnerlichten Spaltungen, um diese aufzuheben, ist entscheidend. Lust auf Offenheit, Ehrlichkeit, Lust, nicht mehr Mittäterin zu werden, zu sein, oder zu bleiben. Lust, Nein zu sagen, wo wir stets Ja gesagt haben, aus Angst, abgelehnt zu werden. Aus Hemmungen, zu versagen. Mit jedem Nein setzen wir Grenzen. Wir werden sicherer, schreibt Tost.

Jede innere Spaltung aufzuheben, setzt Energie frei. Die inneren Spaltungen haben viele Gesichter, und genauso viele Wege gibt es, diese Spaltungen aufzuheben. Sowohl die in uns vorhandenen Spaltungen, wie die von uns verursachten Spaltungen in uns, aber auch

in anderen Frauen oder in der Geliebten, sind falsche Identitätsmomente. Sie machen schwach, krank. Phantasien spielen hier eine entscheidende Rolle. Im Ausleben der Sexualität mit patriarchalischen Phantasien finden immer noch die meisten Spaltungen statt. Die von Lesben immer noch und zunehmend nach Heteromuster gelebte Sexualität (re)produziert nicht nur die hetero-gewalttätige Sexualität, sondern auch die Hetero-Norm. Diese Normen, ob als Arbeitsteilung, Denkstrukturen u.ä., sind fast alle gewalttätig. Sie pressen Frau in eine Struktur, in der sie nur dann überleben kann, wenn sie Teile von sich abspaltet, verdrängt. Die meisten Phantasien über Sexualität sind nach patriarchalischen Mustern gestrickt. Daher verlangt Tost als wichtigsten Imperativ: *Keine (Re)Produktion von (Hetero)Normen im Bett* – obwohl damit wieder eine Norm aufgestellt wird, wie sie sagt. Wer von Frauen und Lesben Sexualität unter Druck, Angst, Schmerz, psychischen und physischen Symptomen oder männlichen Phantasien usw. lebt, fühlt, praktiziert, empfindet u.ä., oder vielleicht sogar selbst davon überzeugt ist, daß diese Weg der richtige ist, die irrt nicht nur, sondern (re-)produziert patriarchalische Normen, von denen vorwiegend Männer profitieren, oder Frau und Lesbe als Mit-Täterin. Denn durch diese Normen, Prinzipien, patriarchalische Phantasien, Sitten u.ä. werden Frauen klein gemacht, in Angst gehalten und schön geduckt sollen sie bleiben. Diese Frauen sind dann leicht zu handhaben. Sie sind spülmaschinenfest. Sie können leicht und gut manipuliert werden. Da wir doch selbst (oft bewußt und unbewußt) Normen setzen, sollten wir uns also fragen, welche Normen wir setzen wollen und wie. Dieses ist das Vermächtnis von Gita Tost, die 1999 ihr Dasein auf dieser Erde beendete.

## Resümee

Drei weibliche Maskeraden, vier performative Identitäten, unzählige Symptome sind unterschiedliche Begriffe für Identitätsbezeichnungen von Frauen und doch sind alle diese Begriffe, Synonyme und nur eine Annäherung an *das lesbische Ich*. Und sie sind alle Resultate des männlichen (logischen) Spaltungs-Denkens. An dieser Stelle sind alle drei Autorinnen einer Meinung: das patriarchalische Spaltungsdenken muß aufgehoben werden.

## Literatur

- Butler, Judith: Imitation und Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität, in: Sabine Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identität, Berlin 1996  
Butler, Judith: Körper von Gewicht. Gender Studies, Frankfurt a.M. 1997  
Hark, Sabine: Am Explosionspunkt, in: Dies. (Hg.): Grenzen lesbischer Identität, Berlin 1996  
Lauretis, Teresa de: Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität, Berlin 1996  
Tost, Gita: Freischwimmerin. Lust- und Grau(s)zonen lesbischer Sexualität, Königstein 1999

## Teil II

Gudrun Ziesemer und Maria del Carmen Gonzalez

Zu dem Vortrag über lesbische Sexualität und Identität in der Frankfurter Frauenschule am 09.06.2001 war mir besonders wichtig, die Meinung von Frankfurter Lesben zu beiden Themen zu Wort kommen zu lassen. Daher haben wir vom 01.12.2000 bis 31.05.2001 in Frankfurt am Main eine Umfrage mit der gleichnamigen Überschrift gestartet.

### Umfrage-Vorbereitung

Zwei Fragebögen haben wir konzipiert. Einen Fragebogen zur lesbischen Sexualität und einen zur lesbischen Identität. 540 Fragebögen zur lesbischen Sexualität (in Rosa) und 532 Fragebögen (in Grün) haben wir an unterschiedlichen Orten in Frankfurt am Main verteilt. Jeder Fragebogen enthielt zwei Fragen: 1. »Was gehört Deiner Meinung nach zur lesbischen Identität?« und 2.: »Was denkst Du, macht Deine lesbische Identität aus?« bzw.: 1. »Wie definierst du lesbische Identität, außer als Sexualität zwischen Frauen?« und 2. »Was zeichnet lesbische Sexualität, für Dich aus? Was ist Dir (un)wichtig?«

Die jeweils zwei Fragen zur lesbischen Sexualität und zur Identität sollten den Frankfurter Lesben die Möglichkeit geben, von sich (Ich) und / oder von anderen (Gesellschaft) zu reden. Denn von einer Trennung (in der Form: Ich – Gesellschaft) gehen alle drei vorne vorgestellten Autorinnen aus. Jede Lesbe bekommt durch die zwei getrennten Fragen zu jedem Thema vier Möglichkeiten, zu antworten. Sie kann

1. über sich schreiben,
2. über andere
3. über sich und andere und
4. ihre Aussage zu sich und anderen verneinen.

### Selbst- und Fremdwahrnehmung

Die getrennte Frage zeigt auf die eigene Grenz Wahrnehmung und die Wahrnehmung der Grenzen der anderen. Auf diese getrennt-gestellte Frage gab es mehrere Antworten mit folgenden Ergebnissen:

#### Antwort zu Sexualität – Frage 1 (allgemein)

- ca. 8% nehmen vorhandene Trennung zwischen sich und der Gesellschaft nicht wahr,
- ca. 8% verstehen die Trennung nicht.

#### Antwort zu Sexualität – Frage 2 (persönlich)

- ca. 4% nehmen die vorhandene Trennung zwischen sich und der Gesellschaft nicht wahr,
- ca. 4% verstehen die Trennung nicht.

#### Antwort zu Identität – Frage 1 (allgemein)

- ca. 4% haben Frage 1 nicht ausgefüllt,
- ca. 4% waren der Meinung, daß Frage 1 wie Frage 2 ist.

#### Antwort zu Identität – Frage 2 (persönlich)

- ca. 12% glauben Frage 2 ist wie Frage 1,
- ca. 4% sehen keinen Unterschied zu Frage 1,
- 76% der Lesben nehmen die Trennung zwischen Frage 1 und Frage 2 wahr, wenn es um Identität geht. Sie geben differenzier-

te Antworten, wenn es um die allgemeine bzw. die persönliche Sicht geht.

Diese Ergebnisse bestätigen Tosts Feststellung einer (Selbst)Abgrenzung, die oft zu Ungunsten von Frauen stattfindet.

#### Verteilungsmodus

1. Im *Artemis News* – Heft 23<sup>63</sup> (Frauen Sport Kultur ARTEMIS Frankfurt / Januar 2001) wurden 192 Fragebögen beigelegt und mit einem von uns verfaßten Text, der um Unterstützung bat, verschickt. Im Heft 24 erschien wieder ein kurzer Text, der die Artemis-Lesben zur Abgabe der ausgefüllten Fragebögen aufforderte und den Termin des Vortrags, in dem die Umfrageergebnisse vorgestellt werden, ankündigte.

2. In der *QUEER. Die Monatszeitung für Schwule und Lesben* haben wir versucht, einen Aufruf für Frankfurter Lesben zu setzen, mit der Bitte sich an die Umfrage zu beteiligen. Doch *QUEER* hat den Aufruf nicht veröffentlicht.

3. Im *LIBS* e.V. (Alte Gasse 38) haben wir Fragebögen ausgelegt, sowie einen anonymen selbstgebastelten Briefkasten für die Rückgabe der ausgefüllten Fragebögen aufgestellt.

4. Im *LSKH* e.V. (Klingerstr. 6) haben wir Fragebögen ausgelegt sowie einen anonymen selbstgebastelten Briefkasten für die Rückgabe der ausgefüllten Fragebögen aufgestellt.

63 Die Redaktion: Antje Birkholz & Esther Zeschky.

5. Weitere 336 (grün) und 344 (rosa) Fragebögen haben wir persönlich den Frauen überreicht und zwar in: \* La Gata, \* EXZESS, \* Frauenkneipen, \* Frauendiscos. (Besonders positive Erfahrungen haben wir bei der Verteilung der Fragebögen im EXZESS gemacht.) Und nachdem wir manchmal einige Wochen hinter Terminen herlaufen mußten, um in Gruppen die Umfrageaktion vorzustellen, konnten wir in den folgenden Gruppen die Umfrage vorstellen und erläutern: \* Liederlichen Lesben (LSKH), \* Lesben über 40 (LIBS), \* Jung-Lesben-Gruppe (LIBS), \* LESCAFÈ

#### Rückantwortquote

Trotz dieses Aufwandes kamen nur **5%** der Fragebögen zu lesbischer Sexualität und **5%** zu lesbischer Identität zurück. Daher können alle Ergebnisse der Umfrage nur eine Tendenz darstellen.

#### Ergebnis-Übersicht

Die eingegangenen Antworten zur *lesbischen Sexualität* konnten zu vier Gruppen zusammengefaßt werden:

1. Was gehört zur lesbischen Sexualität?
2. Was gehört nicht zur lesbischen Sexualität?
3. Äußerliche Eigenschaften,
4. Kritik/Sinnhaftigkeit der Umfrage?

Die eingegangenen Antworten zur *lesbischen Identität* haben wir zu drei Gruppen zusammengefaßt:

1. Was bildet lesbische Identität?
2. Wie wird lesbische Identität ausgelebt?
3. Identität als Politik?

## Zur lesbischen Sexualität

In der ersten Antwort-Gruppe zum Thema »Was gehört zur lesbischen Sexualität?« steht an erster Stelle »Nähe, Haut, Bauch u.ä.«. Solche Wünsche nehmen mit jüngeren Jahrgängen zu. An zweiter Stelle rangiert das »Eins-Sein, Ganz-Körper, Seele, Befreiung«. Dieses Ergebnis bestätigt zum Teil die vorhandene Spaltung sowohl in den Frauen wie in der Gesellschaft. Es zeigt aber auch gleichzeitig den Versuch, die Spaltung sowohl im Ich wie außerhalb des Ichs aufheben zu wollen. Und an dritter Stelle kommt »Offenheit, Vertrauen/Intimität«. Während die Forderung der jüngeren Lesben nach »Offenheit, Vertrauen/Intimität« an dritten Stelle liegt, stellt dieser Punkt die erste Stelle für Lesben bis zum Jahrgang 1949 dar. Für alle Altersgruppen an letzter Stelle in dieser Antwort-Gruppe steht »Hierarchie und Macht«, sowie an vorletzter Stelle steht »Orgasmus«.

In der zweiten Antwort-Gruppe zum Thema »Was gehört nicht zur lesbischen Sexualität?« steht an erster Stelle »Orgasmus ist nicht wichtig«, was das Ergebnis der Gruppe 1 bestärkt. An zweiter Stelle kommt, daß »Rollenzuschreibung nicht dazugehört«. Diese Festlegung steht diametral zur Rollenzuschreibung in der Theorieverarbeitung z.B. von de Lauretis. Und an letzter Stelle dieser Gruppe steht die Unwichtigkeit, sich zu definieren, bzw. definieren zu lassen. Auch die Definitionsablehnung steht konträr zu de Lauretis, aber im Einklang mit Butlers und Tosts politischer Forderung. An vorletzter Stelle steht, daß sexuelle »Praktiken unwichtig« sind. Ein einziger hervorstechender Unterschied besteht zwischen Frauen, die vor 1949 und nach 1949 geboren sind. Die älteren Lesben haben sich eindeutig gegen »Potenzgehabe«, »Machtausübung« und »Verlu-

stangst« geäußert, die sie nicht wollen. Hingegen haben sich jüngere Lesben zu diesen drei Punkten nicht geäußert.

In der dritten Antwort-Gruppe zum Thema, welche »äußerlichen Eigenschaften« zur lesbischen Sexualität gehören, haben sich nur Lesben ab Geburtsjahrgang 1950 und später geäußert. An erster Stelle stehen »erotische Gedanken, Flirten, Berühren«, gefolgt von »Zärtlichkeiten, Streicheln« an zweiter Stelle. Und an letzter Stelle in dieser Gruppe setzen Lesben »Leid und Schmerz«. D.h. daß Lesben bewußt »Leid und Schmerz« ablehnen, womit Frankfurter Lesben Tosts Kritik, Lesben würden sich »alles« Negative reinziehen, verneinen. Für 15% der Lesben gehört Liebe und Sexualität definitiv zusammen. Kommt hier vielleicht das patriarchalische Denken durch?

Die vierte Antwort-Gruppe betrifft »Kritik und Sinnhaftigkeit« dieser Umfrage. Bis zum Geburtsjahrgang 1969 äußern sich Lesben dazu nicht. Die jüngeren Lesben aber mit zunehmenden Differenzierungen. An erster Stelle auf der Liste steht, daß es unwichtig ist, ob frau homo, bi usw. ist. Damit wird die Definitionsablehnung von der zweiten Antwort-Gruppe zur lesbischen Sexualität bestärkt. Hierauf folgt »logischerweise« an zweiter Stelle, daß Lesben den Unterschied zwischen Ich und Andere nicht machen. Die letzte Stelle in dieser Antwort-Gruppe wird mit dem Wunsch nach mehr Öffentlichkeitsarbeit besetzt. An vorletzter Stelle verlangen Lesben, daß Heteros sie akzeptieren sollen, wie sie sind.

Nach der Häufigkeit verteilen sich die Antworten folgendermaßen auf die einzelnen Antwort-Gruppen. Zum Thema »Was gehört zur lesbischen Sexualität?« kamen 47% der Antworten. Zum Thema

»Was gehört nicht dazu?« kamen 11% der Antworten. Zum Thema »Äußerlichen Eigenschaften der lesbischen Sexualität« kamen 31% der Antworten und zur »Kritik/Sinnhaftigkeit« der Umfrage zur lesbischen Sexualität erreichten uns 11% der Gesamt-Antworten.

#### *Zur lesbischen Identität*

In der ersten Antwort-Gruppe zum Thema »Was bildet Identität?« steht an erster Stelle mit 46% »Frauenbezogenheit«, gefolgt von »lesbischer (Sub)Kultur«. Erst an fünfter Stelle wird die »lesbische Geschichte« verlangt. Und an zwölfter und letzter Stelle (mit 4%) setzen Lesben die Kategorien »Butch«, »Femme« zur Identitätsbildung. Definitionen sind hier analog der lesbischen Sexualität kaum von Bedeutung. »Verlangen« und »Begehren« stehen an drittletzter Stelle, die zur Bildung von lesbischer Identität beitragen sollen. »Glücklich sein« trägt an vorletzter Stelle auch nicht sehr zur Identitätsbildung bei.

In der zweiten Antwort-Gruppe zum Thema »Wie wird Identität ausgelebt?« haben sich mehr ältere (bis zum Jahrgang 1949) als jüngere Lesben (ab Jahrgang 1979) geäußert. Die jüngeren Lesben sagen ein einfaches »offenes Leben«, während die älteren Lesben »freie Entfaltung« formulieren, »Frau-Sein« und »zur eigenen sexuellen Neigung stehen«. Insgesamt steht das »offene Leben« an erster Stelle mit 38% und an letzter Stelle der Wunsch mit »Frau, Kind, Kegel u.ä.« leben zu wollen als Form des Auslebens der lesbischen Identität.

In der dritten Antwort-Gruppe zum Thema »Identität als Politik?« kamen insgesamt 30% der Antworten. Der Wunsch nach einem »normalen Leben« steht ganz am Anfang. Daß Eltern, Verwandte

u.ä. Menschen, die Lesbe mag, in der eigenen Umgebung von der eigenen lesbischen Identität wissen müssen, ist ein verbreitetes Anliegen, das von »politische Aktivität« gefolgt wird. An dritter Stelle wird genannt, daß zur lesbischen Identität »keine Rollen« gehören. In der Zeitspanne, ab Jahrgang 1969 und älter, spielt »keine Ausgrenzung« wegen der sexuellen Identität eine wichtige Rolle. Und auch in dieser dritten Antwort-Gruppe sind Unterschiede zwischen älteren und jüngeren Lesben auffallend. Während ältere Lesben (bis Jahrgang 1949) den Punkt eine »eigene Meinung« zu haben an die vierte Stelle setzen, ziehen jüngere Lesben an vierter Stelle die »bewußte Entscheidung« vor.

**Innere Strukturierung von Weiblichkeit –  
Wenn eine Frau meint, Mutter und Vater  
gleichzeitig repräsentieren zu müssen**

**A**usgangspunkt der Frage nach der inneren Strukturierung von Weiblichkeit war die Beobachtung, daß viele Frauen gegenüber ihren Kindern die Rolle von Mutter und Vater gleichzeitig einnehmen. Dies scheint unabhängig von der äußeren Lebensform der Frauen anzutreffen zu sein – als alleinerziehende Mütter, im Zusammenleben mit einem Partner oder auch dem Vater der Kinder. So wurde das Phänomen kürzlich als besonders in »intakten Familien« vorkommend beschrieben.

Das Thema ist alt. Schon die griechische Göttin Hera machte konkret körperlich wahr, was hier in Bezug auf innere Repräsentanzen unser Thema ist. Sie zeugte aus Enttäuschung über Zeus ihren Sohn Hephaistos mit sich selbst. Sie war dann aber von dem Ergebnis dieser parthenogenetischen Zeugung so abgestoßen – ihr Sohn Hephaistos schien ihr häßlich und klein – daß sie ihn augenblicklich von sich stieß und zur Erde schleuderte, wo er von einer Nymphe erzogen wurde und seine genialen Fähigkeiten als göttlicher Handwerker entfaltete.

In der christlichen Religion steht weniger die enttäuschte Abwendung der Frau vom Mann im Vordergrund, als der mit der kind-

lichen Perspektive identifizierte Wunsch nach ungetrennter (früher) Einheit von Mutter und Kind: Das Paar, das bei einem der höchsten christlichen Feste (Weihnachten) im Zentrum steht, bilden nicht Mann und Frau, sondern die Mutter mit dem Kind – die historisch zunehmend zur Jungfrau Maria gewordene Mutter, während der Vater als eher großväterlicher Joseph die Einheit schützend im Hintergrund bleibt und als allmächtiger Gottvater ganz entrückt ist. Kein Mann steht trennend und mit eigener Sexualität und eigenem Begehren störend zwischen der Einheit von Mutter und Kind.

Beide Motive, die Enttäuschung am Partner wie die Sehnsucht nach der ungetrennten Einheit von Mutter und Kind, mögen eine Rolle spielen, wenn Mütter für ihre Kinder Mutter und Vater gleichzeitig sind. Aber heute wollen wir nicht die kindliche Perspektive einnehmen; es geht uns um den Blick auf die Frau selbst, die gerade in ihren späteren Lebensjahren mit den großen Veränderungen von Schwangerschaft, Geburt und dann auch der Mutterschaft eher selten zum Thema psychologischer und psychoanalytischer Arbeiten gemacht wird.

Im Folgenden werde ich nach einem einführenden Rekurs auf die konstitutionelle Bisexualität als psychoanalytischer Basis für die inneren Repräsentanzen der Mutter- und Vaterbilder auf die weibliche Entwicklung entlang der Phasen eingehen, in denen sich die spezifischen Konflikte der libidinösen und aggressiven Strebungen und Identifizierungen mit Mutter und Vater bewegen. Die Bewältigung dieser Konfliktmuster ist der Hintergrund dafür, welche Mutter- und Vaterbilder letztlich wirksam werden, ob sie sich behindern, gegenseitig ausschließen oder ergänzen und / oder fruchtbar zusammenwirken. Ich werde dann noch besonders auf die Phasen der Adoleszenz und Mutterschaft eingehen als zwei Phasen, in denen die Struktur der weiblichen Identität mit ihren verschiede-

nen Strebungen neuen inneren und äußeren Anforderungen nach Veränderung und Integration ausgesetzt ist.

Es gibt viele verschiedene Möglichkeiten, männlich und weiblich zuzuordnen, zu konzipieren oder auch zwei innere Wirkprinzipien zu postulieren (Yin und Yang oder Sonne und Mond oder Tag und Nacht, Feigen- und Olivenbaum der östlichen Mythologie usw.). In der Psychoanalyse sind es die inneren Bilder von Vater und Mutter, die sowohl als analysierbare Bilder wie als zwei innere Wirkprinzipien angelegt sind.

Freud beschreibt die konstitutionelle Bisexualität als Fundament der Identität. In den feministischen Debatten ist das zugrundeliegende Triebmodell vom Gender-Diskurs verdrängt worden. Ich werde in meinem Vortrag auf diese alte, aber nicht veraltete psychoanalytische Metapher zurückgreifen, weil das Triebmodell mit seiner Verwurzelung im Körperlichen die hierin angelegte Verklammerung von Trieb, Identität und Objekt, von Sexualität und Tribschicksal nicht verloren gehen läßt.

Von der konstitutionellen Bisexualität ausgehend gibt es eine frühe Identifizierung des Kindes mit beiden Eltern. Identität wie Objektrepräsentanz sind in diesem ersten Schritt gemeinsam erworben. Der Kern der Objektrepräsentanzen leitet sich aus den unbewußten, sexuellen Botschaften der Objekte ab, die das Fremde, Andere darstellen. So bilden sich in diesem frühen Differenzierungsschritt von Lust- und Unlust-Ich erste Strukturen.

Identität wie Objektrepräsentanz werden in Interaktion mit den frühen Objekten modifiziert. Sie sind geprägt vom realen Miteinander der Beteiligten, werden durch die Phantasien des Kindes über das Miteinander modifiziert und von dem, was das Kind aus dem Unbewußten der Eltern aufnimmt. Sie sind verwoben in die eigene

Lebensgeschichte, in die der Eltern und in deren Einbettung in den Lauf der menschlichen Geschichte.

Mit diesem Konzept entstehen geschichtlich gewordene und damit analysierbare Bilder für männlich/weiblich, Mutter / Vater, die an die frühesten Identifizierungen, die wir im Laufe unseres Lebens integriert haben, anknüpfen. Diese Bilder stellen gleichzeitig innere Wirkprinzipien dar. Chasseguet-Smirgel (1988) schreibt in ihrem Buch »Zwei Bäume im Garten – Zur psychischen Bedeutung der Mutter- und Vaterbilder«: »Diese beiden Bäume im Garten Eden repräsentieren nicht einfach die Mutter und den Vater oder den Mann und die Frau als solche. Sie sind Schöpfungen des Geistes in dem Sinne, daß unsere psychische Tätigkeit nach dem universellen Wunsch gestaltet ist, in den Mutterleib zurückzukehren, so wie nach den Hindernissen, die diesen Wunsch vereiteln.«

Kestenberg (1988) hat in der Auseinandersetzung um die geschlechtsspezifische Entwicklung einen besonderen Schwerpunkt auf das Wirken der Bisexualität bei beiden Geschlechtern gelegt. Sie beschreibt das Wirken der bisexuellen Komponente in jeder neuen kindlichen Entwicklungsphase, der oralen, der analen usw., indem sie sie in eine weiblich-innergenitale und eine phallische differenziert. Jede Phase beginnt mit einer innergenitalen Ausgestaltung, die anziehend auf die Libido wirkt und die Integration fördert, während ihr eine phallische, differenzierende, aggressivere und an den Grenzen sich ausweitende Subphase folgt, die oral-sadistische, die anal-sadistische.

Auf der Ebene der Theoriebildung wird mit dem beschriebenen Konzept der Kern der Geschlechtsidentität wie der Kern der Objektrepräsentanzen, also männlich/weiblich wie die inneren Repräsentanzen der Mutter- und Vaterbilder intersubjektiv abgeleitet und sind

nicht in Konzepten einer angeborenen primären Maskulinität oder Feminität zu mythologisieren.

Betrachten wir auf diesem Hintergrund die weibliche Entwicklung, stellen wir fest, daß Freud hinter seine eigene komplexe Theorie der Bisexualität zurückgefallen ist, wenn er die »primäre Maskulinität« beider Geschlechter, den phallischen Monismus postuliert. Er betont damit zwar die aktive libidinöse Einstellung beider Kinder der Mutter gegenüber, der Mutter, mit der die Tochter sich nicht nur identifiziert, sondern die sie zunächst phallisch-aktiv zum Liebesobjekt wählt – anders läßt sich eine Entwicklung aus der Mutter-Kind-Einheit heraus letztlich schwer vorstellen.

Die Vernachlässigung des Konzeptes der Bisexualität in dieser Betonung der frühen phallischen Priorität führt aber zu dem Paradox, daß die Weiblichkeitsentwicklung zur Innergenitalität und Mütterlichkeit aus dem Mangel abgeleitet wird. Es gibt bei Freud keine genuine Weiblichkeit; es gibt nur eine sekundäre, die aus dem Mangel an Männlichkeit entsteht und als Verdrängungsschübe der Libido beschrieben wird.

Einwände setzten das Konzept der primären Feminität dagegen (Horney, Jones).

Im Einklang mit dem Konzept der Bisexualität hat Jessica Benjamin die Notwendigkeit der Identifizierung des Mädchens mit dem Vater herausgearbeitet. Es geht um eine frühe Liebe zum Vater, eine identifikatorische frühe Liebe zu ihm als Ideal, an dem das Mädchen teilhaben können muß. Sie stellt einen wesentlichen Aspekt auch der spezifisch weiblich-phallischen Entwicklungslinie dar, der bis dahin nur für den Jungen anerkannt und beschrieben worden war.

Benjamin hat die Rolle dieser Identifizierung des Mädchens mit dem konkret anwesenden Vater bei der Ausgestaltung der Hinwen-

derung zur Außenwelt beschrieben und ihre Bedeutung als Unterstützung der Ablösung von der Mutter hervorgehoben. Diese Identifizierung eröffnet eine Lösung aus der inneren Spannung um Autonomie und Abhängigkeit, eine Relativierung der archaischen Macht der frühen Mutter.

Der Vater steht für die Außenwelt, weil die erste frühe Umgebung für das Kind der Körper der Mutter und die Mutter ist. Tatsächlich läßt sich auch immer wieder beobachten, daß das Spiel des Vaters mit der Tochter stimulierender, innovativer, durch aggressiveres Verhalten gekennzeichnet ist, das Differenzierung und Individuierung begünstigt, während das der Mutter eher sanft, tröstend, beherrscher, affirmativer und den Impulsen des Kindes selbst folgend ist. Diese Trennung ist laut Benjamin fest in unserer Kultur verankert, die die Mutter als hauptsächlich für das Kind zuständige Person festschreibt und den Vater als denjenigen, der kommt und geht. Allein durch die Tatsache, daß er kommt und geht, weckt er bei der Tochter schon eine außengeleitete neugierige Haltung, die dem erregenderen Spiel korrespondiert. Wie auch immer sich dies mit Veränderungen der Aufgabenverteilung der Geschlechter verändern mag, für das Kind, und hier besonders für das Mädchen, geht es um einen Zugang zu Erregungen von außen auf dem Hintergrund einer haltenden identifikatorischen Bindung und um die Frage, welchen Anteil das Mädchen an dieser väterlich konnotierten Außenwelt nehmen kann. Es geht darum, ob es gelingt, sich mit dem Vater als dem Anderen zu identifizieren, ohne das eigene Geschlecht zu entwerten und ohne die Idealisierung des Vaters im Dienste der Abwehr von Konflikten mit der Mutter gebrauchen zu müssen.

Die beschriebene Teilhabe und Verinnerlichung der phallischen Welt

über die Identifizierung mit dem Vater erscheint als eine wichtige Basis, um die Schwierigkeiten der Geschlechtsunterschiede und die Trennungen und Differenzierungen der analen Phase zu bewältigen. Ich glaube, wir müssen uns die Komplikationen der analen Phase für das Mädchen kurz vor Augen führen, um die Ausgestaltung der väterlichen Repräsentanz zu verstehen.

Diese Phase, in der das »Ich will!« in den Vordergrund rückt, dient schwerpunktmäßig der Ausgestaltung des Größenselbst und der Differenzierung des eigenen Begehrens ganz allgemein. Das kraftvolle »Ich will!« des Mädchens – wir wissen es alle – ist aufgrund seiner Geschlechtsrolle, also aufgrund äußerer Zuschreibungen nichts Selbstverständliches. Gleichzeitig fühlt sich das Mädchen in dieser Phase jedoch auch aus inneren Gründen leicht benachteiligt: Zentriert auf das Besitzenwollen ist die anale Phase eine, in der das Denken in Quantitäten, in der Zählen, Vergleichen und Messen körperlich triebbestimmte Äußerungsformen darstellen, die gleichzeitig mit der Erkenntnis des Geschlechtsunterschiedes einhergehen und dann beim Vergleich mit dem sichtbareren und faßbareren Geschlechte des Jungen leicht zuungunsten des Mädchens ausfällt.

Wenn das Mädchen angesichts der Realisierung des Geschlechtsunterschiedes und im Zuge des Besitzenwollens mit neugierigem Griff vielleicht nach dem Penis des Spielkameraden langt, sind die Zurückweisungen oft so erschrocken, als wollte und könnte das Mädchen auch tatsächlich etwas rauben. Sie suggerieren damit eine beängstigende Gefährlichkeit des weiblichen Zugriffs. Selten enthalten sie eine Aufklärung über das Geschlecht, das das Mädchen selbst hat, über ihren eigenen Körper. Kestenberg verweist darauf, daß Mütter häufig nichts dabei finden, das eigene Geschlecht ihrer Tochter und damit deren Geschlechtsidentität

durch irreführende Benennungen («Vorderpopo») verschwimmen zu lassen. Bekannt ist auch die Wortlosigkeit und das Verstummen oder die Fehlbenennung der weiblichen Genitalien (Lerner, 1990).

Ich habe hier nur andeuten können, welche Schwierigkeiten die anale Phase für das Mädchen macht: Die kulturell bedingte Zurückweisung der phallischen Komponente beim Mädchen; das Nichtbenennen des weiblichen Geschlechtes und Verschwimmenlassen der eigenen Geschlechtsidentität; Ängste aufgrund des nicht sichtbaren Geschlechtes im Körperinneren, das einem Wuchern von Phantasien Vorschub leistet; die enge phantasmatische Verknüpfung des weiblichen Geschlechtes mit der archaischen Mutter; das alles geht einher mit den Besonderheiten und Schwierigkeiten der weiblichen Autonomieentwicklung. Das Mädchen muß sich von der Mutter als Person gleichen Geschlechtes abgrenzen. Es kann dies nicht wie der Junge über eine stabile Grenze der Verschiedenheit tun, über das konkret zu fassende geschlechtliche Anderssein. Das Mädchen muß viel früher und existentieller als der Junge die komplexe Aufgabe bewältigen, Gleich- und Anderssein, Autonomie und Anerkennung des Anderen in einem gemeinsamen Schritt zu bewältigen.

Bei der Trennung von der Mutter dient die Aggression der wichtigen Erfahrung von Grenzen – dies um so stärker, als das Mädchen bei Grenzsetzung und Trennung ohne die konkret faßbare hilfreiche Unterstützung des körperlich-geschlechtlichen Andersseins auskommen muß. Gefühle eigenen Wertes und innerer Sicherheit befähigen das Mädchen, die Erfahrung dieser Grenzen zu wagen. Wagt das Kind die Auseinandersetzung mit der Mutter nicht, wird die Aggression verdrängt und es entsteht quasi ein Zirkel des Bösen. Das Kind, das nicht auf die Mutter böse sein kann, fühlt sich selbst böse und schlecht, hat Schuldgefühle, während gleichzeitig

die verdrängte Aggression das Bild der allmächtigen Mutter projektiv noch gefährlicher auflädt. Für die Erfahrung von Grenzen und die Auseinandersetzung mit der aggressiven Seite wird die Mutter als reale Person mit eigener Subjektivität gebraucht, die die intendierte und phantasierte Zerstörung überlebt und sich auf diese Weise als eigenständige Person heilsam im Außen des Kindes ansiedeln kann.

Gelungene Abgrenzung und Autonomie gehen einher mit der Gewinnung des eigenen Raumes für Metaphorisierung/Symbolisierung (Grubrich-Simitis, 1984).

Der systematische Zug der Zurückweisung der phallischen Komponente des Mädchens muß sich mehr oder weniger als kumulative Traumatisierung i.S. Khans (1997) auswirken. Khan beschreibt eine Form der Traumatisierung, bei der nicht die einzelnen Akte notwendigerweise traumatisch wirken, sondern das Systematische von Zurückweisung und Ausblendung sich traumatisierend auswirkt.

Habe ich bisher eher die Schwierigkeiten der Autonomieentwicklung auf dem beschriebenen Hintergrund betont, wird in dieser spezifisch weiblichen Notwendigkeit der Grenzsetzung in größerer Nähe, wenn sie gelingt, m.E. jedoch gerade auch der Grundstein für eine größere Nähe zwischen Objekt- und Selbstrepräsentanzen bei der Frau gelegt, für einen leichteren Wechsel zwischen Selbst, Selbstobjekt und Objekt. Die oben beschriebenen Besonderheiten der weiblichen Autonomieentwicklung, der Abgrenzung unter gleichzeitiger Anerkennung des Objektes als Anderem mit eigenem Wert, bietet auch die Chance, Gleichheit und Verschiedenheit in ein Gleichgewicht zu bringen. Sie fördert eine geringere Neigung zur Polarisierung und größere Fähigkeit, zwei Personen zu denken, eine eigene Nähe von Selbst- und Objektrepräsentanzen, die leicht

ter im Wechsel und beide besetzt werden können, ohne daß sie – bei gelungener Abgrenzung – deshalb verschwimmen. Eine Fähigkeit, die die Frau gut gebrauchen kann: in ihrem Körper liegt wie Vera King (1993) ausführt, der Schnittpunkt von Selbst und Anderem, von Selbst und Objekt, wenn sich sexuelle Vereinigung und Zeugung hier abspielen, wenn sie während der Schwangerschaft das aus ihr heraus werdende Kind als Objekt im eigenen Körper trägt, und wenn sie später als Mutter im Umgang mit dem Kind diese Fähigkeit des Miteinanderdenkens von Selbst und Objekt zum Wohle des abhängigen Kindes braucht und fruchtbar machen kann.

In der ödipalen Phase geht es erstmalig um eine Integration der phallischen und der innergenitalen Strebungen, der phallischen Macht und Potenz der frühen Phasen, der Phantasien oraler Einverleibung, oral-sadistischer Triebe, analen Festhaltens und Besitzenwollens mit den neu besetzten vulvo-vaginalen Strebungen. Statt einer Integration hat Freud, ausgehend vom phallischen Monismus, für die körperliche Ebene das Aufgeben der Klitoris als phallischer Leitzone postuliert und eine Verschiebung der Besetzung zur Vagina beschrieben – dies allerdings auch erst für die Pubertät. Von der Bisexualität ausgehend kann es jedoch nicht um diese früher heftig diskutierte Alternative gehen, sondern auch auf der konkret körperlichen Ebene um eine neue Form der Besetzung des weiblichen Genitales in seiner Gesamtheit – um eine Integration auf der Basis aller dazugehöriger Phantasien der Bemächtigung.

So ausgestattet kann sich die Tochter, wie Poluda-Korte (1992) herausarbeitet, im negativen weiblichen Ödipuskomplex der Mutter zuwenden – eine phallische Position, die bis dahin für die weibliche Entwicklung übersehen und noch nicht beschrieben wurde; die

liebende und begehrende Hinwendung zur Mutter wurde, auch wenn Freud den negativen Ödipuskomplex für das Mädchen durchaus postulierte, in der weiteren Ausarbeitung schwerpunktmäßig unter dem Gesichtspunkt des präödipalen Triebgeschehens thematisiert.

Und schließlich kann sich das Mädchen so ausgestattet auch dem neuen Sexualziel, dem Vater als dem Objekt der Begierde der genitalen Lust, des vulvo-genitalen Begehrens nach dem Penis, Empfangen und dem Kind zuwenden. Hierzu muß die phallische Strebung (i.S. des Sich-des-Vaters-Bemächtigen) in der Phantasie ausgestaltet werden können.

Die Hinwendung zum Vater als Objekt, der sogenannte Objektwechsel, beinhaltet die Besonderheit, beide kindliche Objekte als Liebesobjekte besetzt zu haben. Mit dieser intensiven libidinösen Ausgestaltung der beiden Objektbesetzungslinien erscheint mir auch eine andere Voraussetzung für zwei innere Repräsentanzen verbunden zu sein. Schon Freud (1931) schreibt über die weibliche Sexualität, daß bei der Frau »die Bisexualität viel deutlicher hervortritt, als beim Mann«.

Eng mit der Integration der eigenen inneren Strebungen hängt das Zusammenbringen der Mutter- und Vaterbilder zusammen, die Erkenntnis der Eltern als einem Paar, das in seiner Sexualität und intimen Gemeinschaft das Kind ausschließt. Chasseguet-Smirgel (1988) formuliert das so: »Die Vereinigung von Vater und Mutter gebiert nicht nur das Kind, sondern auch den Intellekt in seiner ganzen Kraft«. Ein gewisses Maß an Ertragen der schwierigen Position des ödipalen Ausgeschlossenenseins ist notwendig, um innerlich die Bilder von Mutter und Vater zusammenkommen zu lassen; das Zusammenbringen von Vater und Mutter und deren Fruchtbarkeit und das Ertragen des eigenen Ausgeschlossenenseins hat strukturell

mit der Entwicklung einer eigenen Fähigkeit zu kreativem Denken zu tun.

Die Adoleszenz greift auf die ödipale Entwicklung zurück, vertieft sie, bietet eine neue kreative Chance bei der Aneignung und Integration der Innergenitalität wie der phallischen Strebungen. Es bieten sich für Frauen zwei verschiedene Wege an, die jeweils den Schwerpunkt auf eine dieser beiden Strebungen legt: die Mutterschaft, bei der zwar die phallische Komponente keineswegs fehlt, die aber für lange Zeit schwerpunktmäßig mit der Ausarbeitung der Innergenitalität zu tun hat, und die beruflichen Karriere, die stärker phallisch konnotiert ist, auch wenn die berufliche Arbeit selbst natürlich beide Komponenten in verschiedenen Anteilen braucht und es bei beiden Wegen letztlich immer um die Integration dieser beiden Strebungen geht.

Die heutige Ausgestaltung der Adoleszenz in unserer Kultur erscheint aus vielerlei Gründen vorrangig als ein Raum für die Entfaltung der phallischen Strebungen: zum einen ist die grobe Richtung dieser Entwicklungsphase mit dem Thema der Loslösung vorgegeben. Dabei ist der Freiraum für die Umorientierungen der Adoleszenz für Frauen im Zusammenhang mit den Kämpfen um die Mädchenbildung der mütterlich-hausfraulichen Orientierung der Mädchen vor der Heirat abgetrotzt worden, und schließlich steht auch heute für die Mädchen berufliche Selbstfindung und Bildung aufgrund der institutionell vorhandenen Angebote im Vordergrund, während die Hinwendung zur Innergenitalität mit all ihren schutzbedürftigen Aspekten von den Mädchen und Müttern stumm und in der Intimität von Mädchenfreundschaften, später der Sexualität geschieht (vgl. Flaake, 1998). Der so für die Expansion in die Welt gewonnene Raum erscheint als Chance und Ausweitung der phalli-

schen Strebungen, macht aber den Übergang zur Mutterschaft zu einer kompletten Verlagerung des Integrationsgleichgewichtes und gestaltet ihn als scharfen Bruch.

Mit der privaten, gleichsam anonymen Vorbereitung auf Kinder und Mutterschaft versuchen die jungen Frauen zwar eine Integrationsleistung zu erbringen, die mit den inneren Anforderungen der Integration von phallischen wie innergenitalen Strebungen in Wechselwirkung steht, diese jedoch insofern zusätzlich verkompliziert, als der Bruch zwischen öffentlichem Leben, an dem sie teilhaben wollen (es ist wertvoll, entlohnt und phallisch konnotiert), und privatem reproduktivem Leben (unbezahlt, abhängig) die zu leistende innere Integration konfliktiert.

Wenn wir uns jetzt der Mutterschaft zuwenden, befinden wir uns quasi auf der anderen Seite des Ödipuskomplexes, sind wir aus ödipaler Sicht auf der Seite der Mächtigen. Individuell kann die Mutterschaft nicht nur aus ödipaler Sicht als großes Glück aufleuchten, sondern ist sie es im Zusammenleben mit den Kindern nun ja auch wirklich. Gesellschaftlich hat die Macht der Mütter keine Repräsentanz, klaffen Idealisierung und Entwertung weit auseinander.

Aber uns interessiert ja, wie es mit den inneren Repräsentanzen von Frauen aussieht.

Chasseguet-Smirgel schreibt: Die Fähigkeit zur Mutterschaft ermöglicht es der Frau, ihren doppelten Inzestwunsch in der Phantasie zu verwirklichen: In der Einheit mit dem Fötus findet sie die primäre Verschmelzung mit der Mutter wieder und zugleich ist das Kind als der Penis des Vaters in ihr aufbewahrt – wenn das nicht eine grandiose Basis für den Aufbruch zu etwas Neuem ist, einem neuen Leben und einer neuen Lebensphase für die Frau!

Viele Frauen erleben die Schwangerschaft als eine Zeit, in der

sie sich ganz und vollständig fühlen. Es geht hier um eine Phallizität, die der Frau ganz und selbst gehört, ähnlich wie die Geburt selbst, die Stillzeit und das Leben mit kleinen Kindern. Die körperlichen und emotionalen Gegebenheiten bieten Anlaß für Phantasien, sich noch einmal in einer sonst kaum noch herzustellenden Weise vollständig zu fühlen, und dabei psychisch im Rückgriff auf frühe Größenphantasien diese neu zu beleben und für sich und das Kind neu zu bearbeiten. Die Befriedigung, im Kind sowohl einen Teil des eigenen Selbst, das gemeinsame einer Liebesbeziehung wie ein Wesen, das darüber hinausgeht, zu sehen, können mit dem Gefühl von Macht und großer narzißtischer Erfüllung verbunden sein.

Ob Männer und Frauen die Möglichkeit haben, die inneren Umstrukturierungen, selbst Mutter und Vater zu sein, zu bewältigen, ob sie das damit einhergehende Aufkommen alter Besetzungen und Konflikte, die Veränderungen einer Paarbeziehung in ein langes schwerpunktmäßig elterliches Miteinander in kreativen Lösungen gestalten können, dazu bedürfte es vielleicht eines Schonraumes, der ähnlich wie der der Adoleszenz die Möglichkeit zum Ausprobieren enthalten müßte. So wäre der notwendige innere Prozeß der werdenden Eltern als Dialektik von Rückgriff auf eigene ödipale Muster und Loslösung leichter zu vollziehen, um zur Synthese der kreativen Erarbeitung neuer, adäquater Strukturen zu gelangen. Die Alternative ist leider allzu oft eine Ausgestaltung des Wiederholungszwanges.

Mit dem Einsetzen der Elternschaft ist dann auch tatsächlich eine auffällige Retraditionalisierung der Geschlechterrollen verbunden. An dieser Stelle fallen verschiedene, vorher durchaus gelungene Integrationen leicht auseinander und polarisieren sich entsprechend der geschlechtsrollentypischen Vorgaben: Die komplizierten Wech-

selverhältnisse zweier ganzer Personen zerfallen in ihre komplementären Pole: Autonomie und Abhängigkeit, Narzissmus und Objektbindung, Sexualität/Begehren vs. Fürsorglichkeit. Sie werden so aufgeteilt, daß Autonomie, Unabhängigkeit, Begehren und Abgrenzung von der frühen Mutter scheinbar ganz auf der Seite des Mannes lokalisiert sind, während Abhängigkeit und Angewiesensein, Fürsorglichkeit und Objektbindung projektiv bei der Frau angesiedelt wird, die, mit der frühen Mutter identifiziert, entmachtet und kontrolliert werden muß.

Eine Struktur entsteht, die das beschriebene Zusammenführen der beiden inneren Repräsentanzen bei der Frau zur Kompensation von Ohnmacht und Abhängigkeit werden lassen, während der Vater die frustrierende Lage des vorübergehend Ausgeschlossenen aus dem Mutter-Kind-Paar schwer erträgt und sich anderem zuwendet.

Chasseguet-Smirgel beschreibt diese Kollusion der Geschlechter als eine gemeinsame Abwehr der Angst vor der Macht der primitiven archaischen Mutter, die gleichzeitig eine große Faszination mitbringt. Frau und Mann teilen die Phantasie, die Mutter entspräche der allmächtigen der frühen Kindheit, im Unbewußten hat die Mutter teil an der gefährlichen Macht der großen Mutter, die entmachtet und kontrolliert werden muß und gleichzeitig in der Realität zur nebensächlichsten Sache der Welt entwertet wird. Das Paar tut sich zusammen, alle Augen auf die vermeintlich schillernde Außenwelt zu richten, auf die – in dieser unbewußten Logik – phallischen Kompensationen zur Abwehr der Auseinandersetzung mit der frühen Mutter.

Nun bleiben Frauen heutzutage in dieser ohnmächtigen Position nicht stecken. Dazu konnten sie zuviel Selbständigkeit entwickeln. Der konkretistische Griff nach dem Vater, die innere Übernahme

seiner Funktion für das Kind, stellt oft den Versuch dar, sich die Macht wieder anzueignen.

Mir ist ein Märchen dazu eingefallen – Rumpelstilzchen – das nicht dort aufhört, wo Märchen normalerweise enden: mit dem Sich-Finden des Paares und der Zeugung des Kindes. Rumpelstilzchen zeigt, daß die Frau sich nach der Geburt des Kindes die Macht als »Königin« erst aneignen muß – den Namen des hilfreichen Männchens (!) finden und es auflösend integrieren, damit sie Kind und Macht der Königin behalten kann, damit Rumpelstilzchen nicht – quasi als nicht integrierte phallische Komponente – sein Unwesen treibt und das Kind raubt.

Das möchte ich im folgenden in psychoanalytischen Termini noch mal ausführen.

Ich gehe von dem Gedanken aus, daß die phallischen Strebungen des Mädchens / der Frau mehr oder weniger traumatisiert worden sind und es – im günstigsten Fall – zu einer leicht zu erschütternden Integration der beiden Komponenten kommt. Ein Kern der Konflikte um die Weiblichkeit und deren psychosexuelle Bedeutung gründet in Traumatisierungen, die mit den schwer zu entwirrenden Verflechtungen von innerer Realität und äußerem Entgegenkommen in unserer Gesellschaft verbunden sind – mit der systematischen Linie der Zurückweisung der phallischen Komponente bei der Frau. Dabei sind die unauflösbaren Verwirrungen von Innen und Außen immer sowohl Teil der spezifisch traumatischen Genese wie auch die Folge traumatischer Störungen. Traumatisierungen sind Ereignisse, die den Schutzmantel durchbrechen, den die seelische Bedeutungsstruktur des Menschen bildet. Sie zerstören dort, wo sie eintreten, die psychische Struktur insofern, als es keine klaren Grenzen zwischen Innen und Außenwelt gibt – die Außenwelt ist eingedrungen.

Bedeutungen, Phantasie, die Möglichkeit, mit Hilfe von Symbolen auf der Ebene des metaphorischen Umgangs mit Konflikten zu deren Lösung beizutragen, ist aufgrund dieser Ungetrenntheit von Innen und Außen schwerer möglich. Statt der so nicht zu bildenden oder zerstörten Symbole haben die Bilder konkretistische Verbindung mit der äußeren Dingen beibehalten. Wir können dies immer wieder feststellen, wenn es um die Verwechslung von Phallus und konkretem Penis geht oder eben hier um die Verwechslung von phallischer Macht mit dem konkreten Vater. Die phallische Linie kann die Frau entwickeln, in Interaktion mit dem Vater oder mit den phallischen Seiten der Mutter erwerben und über die Idealisierung unter Anerkennung der Eltern integrieren. Dann kann sie den Mann / den Penis begehren. Den Penis selbst kann frau nur rauben – Vater kann sie nicht sein.

Wenn die Identifizierung mit dem Vater und die Integration der phallischen Komponente in reife Weiblichkeit / Mütterlichkeit nicht gelingt, stellt die Übernahme der Rolle des Vaters i.S. der Besetzung der Objektrepräsentanz des Vaters den Versuch der Aneignung von etwas dar, was frau im Sinne einer gelungenen narzißtischen Vollständigkeit (i.S. der Bisexualität) zusteht. Die Verwechslung von inneren Prozessen der Aneignung mit der konkreten Übernahme der väterlichen Rolle führt aber meist zu einer tragischen Wiederholung der zugrundeliegenden Schwierigkeiten.

In der Ausgestaltung der phallischen Macht als konkreter Übernahme der väterlichen Rolle verspielt die Mutter ihre Potenz in einer Konkurrenz mit dem Vater. Es bleibt das Gefühl des Geraubten in der Erwartung, als Diebin entlarvt zu werden, es bleibt die ständige Angst, damit bloßgestellt zu werden, daß frau den väterlichen Penis ja nun tatsächlich nicht besitzt.

Gleichzeitig sind die inneren Bedingungen aber so, daß es kaum

möglich erscheint, einen Verzicht zu üben, weil er im Konkretismus des Geschehens existenziell wäre, ein Verzicht auf Autonomie, auf Macht, auf einen Teil der eigenen Person.

Traumatische Ereignisse, die eine Verflechtung von äußerer und innerer Realität bewirken, führen gerade dazu, daß mit ganzer Kraft etwas hergestellt werden soll, worauf die Frauen ein Anrecht zu haben scheinen, das aber im unauflösbaren Durcheinander von Realität und Phantasie, von innerer Wirklichkeit und äußerem Agieren zur Wiederholung des traumatischen Geschehens drängt.

Die Übernahme der väterlichen Rolle erscheint mir durchaus als ein Schritt in die richtige Richtung. Ich habe in Behandlungen häufig erlebt, daß Frauen, die nach Trennungen kamen, durch das Übernehmen der vorher dem Mann zugesprochenen aktiven Verantwortung ungeahnte Kräfte entfalten konnten, die aus einer Freude an der wiedergefundenen eigenen aktiven Seite resultierten und die Müttern wie Kindern guttaten. In einer Übergangsphase, könnte man sagen, haben sie mütterliche und väterliche Repräsentanzen gleichzeitig besetzt.

Allerdings kann es dabei nicht stehenbleiben. Mutter sein alleine ist in unserer Gesellschaft schon entbehrensreich genug; sich aber beides aufzuladen, ist nicht leistbar. Die konkreten Aufgaben, das individuell immer auftretende Versagensgefühl, die Schuldgefühle, die Wahrnehmung, daß Frau es nicht leisten kann, und die – auch aufgrund der Größenphantasien, beides zu sein – nicht modifizierten Ansprüche sind eine Spirale der Überforderung, die letztlich wieder traumatische Ausmaße annehmen muß.

Die Trennung, die hier stattfinden muß, setzt die Möglichkeit zur Illusionsbildung voraus, setzt die Ausgestaltung von Größenphantasien, Idealisierung und Teilhabe voraus, bevor Mangel und Begehren erträglich wird.

Die Integration der phallisch-machtvollen Seite der Mutterschaft kann nur über einen gesunden Stolz auf diese Fähigkeiten verlaufen – der ist jedoch nicht möglich, wenn diese Fähigkeiten innerlich als geraubt erlebt werden und von einem Geflecht aus Schuldgefühlen und Schuldabwehr durchdrungen sind. Erst eine narzißtische Besetzung und Verinnerlichung ermöglicht die Integration befriedigender Mutterschaft ins Selbstbild – ein Vorgang, der sowohl die Anerkennung eigener Grenzen erleichtert (die Tatsache, nur zu einem von zwei existierenden Geschlechtern zu gehören) wie auch auf dem Hintergrund der Befriedigung zu einer phasenadäquaten Trennung von Mutter und Kind beiträgt – wodurch wiederum die archaische Mutter weniger gefährlich und archaisch wird.

#### *Zusammenfassung*

Das Thema der zwei inneren Repräsentanzen, Mutter- und Vaterbilder, ist für die Psychoanalyse ein geschichtlich gewordenes fact of life, entstanden aus den frühesten Identifizierungen mit zwei Personen, die an der Entstehung des Kindes beteiligt sind, und den Interaktionen mit ihnen. Sie sind verknüpft mit allem, was sich in Kultur und Gesellschaft mit männlich und weiblich, mit mütterlich und väterlich verbindet; in ihrem Kern wirken sie als zwei Prinzipien, die beide jedem Menschen zur Verfügung stehen.

Frauen, die sich als Mutter und Vater gleichzeitig empfinden, legen aus psychoanalytischer Sicht nahe, daß es um einen Prozeß der mangelnden Verinnerlichung der phallischen Entwicklungslinie geht. Sie ist aufgrund kumulativer Traumatisierungen dieser Strebungen in einem konkretistischen Stadium stecken geblieben. Die phallischen Strebungen, ursprünglich mit dem Vater, seiner Macht und Potenz eng assoziiert, sind in der konkretistischen Verbindung

mit dem Penis oder dem konkreten Vater als ganzer Person abgespalten und aufgrund der fehlenden Metaphorisierung mangelhaft integriert.

Erfahrungen in psychoanalytischen Behandlungen haben gezeigt, daß durch eine vorübergehende Übernahme dieser von der Frau als väterlich verstandenen Funktion ein wesentlicher innerer Schritt aus einer häufig vorzufindenden projektiven Aufteilung in Frau / Mann, Mutter / Vater heraus zu einer ganzheitlicheren Übernahme der Mutterschaft gemacht werden kann, der i.S. der Vollständigkeit an einen gelungenen Narzissmus anschließt. Letztlich verstellt diese Phantasie jedoch die Erkenntnis, nur zu einem von zwei Geschlechtern zu gehören, und vermeidet sowohl Mangel wie Begehren. Der Versuch, die Größenphantasie, Mutter und Vater gleichzeitig sein zu können, zu leben, führt deshalb zur Wiederholung des Leides: Einerseits fehlt dem Kind wieder der Vater zur teilhabenden Verinnerlichung der phallischen Kompetenz. Andererseits hat das Nichtanerkennen der eigenen Begrenztheit seine eigene Dynamik; der Wiederholungszwang i.S. einer Retraumatisierung von Mutter und Kind erscheint durch die sich einstellenden Überforderungen der Mutter vorgezeichnet.

#### *Literaturverzeichnis*

- Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt a.M. 1990
- Chasseguet-Smirgel, Janine: Zwei Bäume im Garten – Über die psychische Bedeutung der Vater und Mutterbilder. München/Wien 1988
- Flaake, Karin und John, Claudia: Räume zur Aneignung des Körpers. Zur Bedeutung von Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. In: Flaake, Karin und King, Vera (Hg.): Weibliche Adoleszenz, Frankfurt a.M. 1993
- Freud, Sigmund (1931): Über die weibliche Sexualität, G.W. Bd. XIV
- Grubrich-Simitis, Ilse: Vom Konkretismus zur Metaphorik, in: Psyche 38/1984

- Khan, Mohammed Masud R.: Selbsterfahrung in der Therapie, Frankfurt a.M. 1997
- Kestenberg, Judith S.: Der komplexe Charakter weiblicher Identität. Betrachtungen zum Entwicklungsverlauf, in: Psyche 42/1988
- Lerner, Harriet E.: Fehlbenennung weiblicher Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von »Penisneid« und Lernhemmungen. in: Psyche 34/1980
- King, Vera: Geburtswehen der Weiblichkeit – Verkehrte Entbindungen. Zur Konflikthaftigkeit der psychischen Aneignung der Innergenitalität in der Adoleszenz. In: Flaake, Karin und King, Vera (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz, Frankfurt a.M. 1993
- Poluda-Korte, Eva S.: Freud und die Töchter. Versuch einer Emanzipation von patriarchalen Vorurteilen in der Psychoanalyse. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 29/1992
- Reiche, Reimut: Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs »Gender«. Psyche 51/1997

## Über die Autorinnen

### Barbara Krebs

Dr. phil, Historikerin, Dipl.Pädagogin, Psychodramaleiterin, ehemalige Leiterin des Frankfurter Zentrums für Essstörungen.

### Felicitas Weis

Psychoanalytikerin und Gruppenanalytikerin in eigener Praxis in Frankfurt am Main. Veröffentlichte Aufsätze und Workshops zum Thema Geschlechterbeziehung.

### Maria del Carmen Gonzales

geboren 1956 in Santa Fe, Granada (Spanien). Seit 1956 in der BRD. Auf dem Zweiten Bildungsweg Philosophie studiert. Ab 1981 in Frankfurt am Main. Vorträge, Kurzgeschichten.

### Traute Schönenberg

Psychoanalytikerin (DPV) in eigener Praxis in Frankfurt, Mitarbeiterin im FFGZ Frankfurt. Themenschwerpunkte: psychisches Trauma; Weiblichkeitsentwicklung.

### Die Reihe »Materialienband« (lieferbare Titel)

#### Band 16: Gleichheit – Freiheit – Differenz

Geneviève Fraisse: Zwischen Gleichheit und Freiheit / Eva Waniek: Weiblicher Textkörper. Zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht / Barbara Rendtorff: Das Ich ist nicht das Ich – oder: Der Preis der Freiheit, auch der Frauen / Karin S. Amos: Professionalität und weibliche Identität. Strukturen von Frauenöffentlichkeit amerikanischer Wissenschaftlerinnen in historischer Perspektive / Ingeborg Nordmann: Weibliche Öffentlichkeit – über die Problematik einer Kategorie. Zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy.

#### Band 17: Geschlecht und Kindheit

Mit Beiträgen aus der Veranstaltungsreihe »Fortbildungen für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Mütter«, die von Monika Gutheil und Barbara Rendtorff seit Jahren mit gewisser Regelmäßigkeit durchgeführt wird.

#### Band 18: Anpassung und Dissidenz

Die Frage nach der privaten und politischen Identität als Frau hört nicht auf, sich zu stellen. Frauen schwanken zwischen dem Bemühen, durch teuer erkaufte Anpassungsleistungen ihre gleiche Berechtigung und Befähigung zur Teilnahme am allgemeinen öffentlichen Machtspiel zu beweisen, und der dissidenten Haltung des »aktiven« Abweichens. Doch reichen beide Strategien letztlich nicht aus, um den Wunsch nach einem weiblichen Subjektstatus, einer sicheren Position im Geschlechterverhältnis Raum und Realität zu verschaffen ...

#### Band 19: Verführungen und Verfügungen

Die schillernde Bandbreite zwischen Geschlechterverhältnis und Gewalt ist Thema dieses Bandes. Inzestuöse Übergriffe in der Familie, Folgen der Aufdeckung, Strafanzeige ja oder nein – in der Spannung zwischen solcherart teleskopischen Perspektiven einerseits und eher spekulativen Fragestellungen zum Motiv der Gewalt, zu Manien, Sexsucht, Tod auf der anderen Seite manifestiert sich ein deutliches Bild vom Stand unseres Wissens über Geschlecht, Körper und Sexualität.

#### Band 20: Über das Hervorbringen

Band 20 unterstreicht die Kontinuität unseres Anspruchs, zur Weiterentwicklung der feministischen Theorie beizutragen. So hat er denn auch das Hervorbringen zum Thema. Astrid Netting: Sinn für Übergänge / Gisela Jürgens: Vom Genius der Frauen zur Originalität ihrer Werke / Andrea Jahn: »The Making of Louise Bourgeois« / Isabelle Azoulay: Von Kühen und Weibern / Christine Borer: Zur Indifferenz der Differenz von Sozialem und Begehren in der Familie.

#### Band 21: Frauen-Arbeit: Entfremdung und Freiheit

Dieser Band, mitherausgegeben von Gisela Jürgens, enthält Reflexionen, überwiegend aus Italien, zum Thema Frauenarbeit: Lia Cigarini/Maria Marangelli: Politische Praxis – um Freiheit zu schaffen / Gisela Jürgens: Die gleichen Dinge auf verschie-

dene Weise tun / Luisa Muraro: Anfangen, die Wahrheit zu sagen / Lia Cigarini: Über die politische Respräsentation der Frauen / Luisa Muraro: Das Spiel ändern, u.a.m.

**Band 22: Begehren Denken**

Verena Moser: Post-Feminismus? Die Frauenbewegung aus der Sicht ihrer Töchter / Marlene Riedel: Trag mir mein Handtäschchen, Kleines! / Sonja Buckel: »Gibt es eine neue feministische Generation?« / Barbara Rendtorff: (K)ein Manifest. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung / Barbara Köster: Der Raum dazwischen. Über die Entstehung des weiblichen Begehrens / Christine Drößler: Fleischeslust. Intelligenz – Dynamik – Körperlichkeit

**Band 23: Die Frage der Sexuierung**

Barbara Köster: Feminismus, Psychoanalyse und die Bedeutung des Körpers / Barbara Rendtorff: Braucht die weibliche Identität einen Körper – oder »Anatomie ist Schicksal«? / Barbara Köster: Die Struktur des Unbewußten – Freud und Lacan / Barbara Rendtorff: Die »Formel der Sexuierung« – Lacan / Barbara Rendtorff: Kastration, Frustration und Privation / Barbara Köster: Eine Frau ohne Eigenschaften – Jokaste / Barbara Rendtorff: Ödipus und die Sphinx

**Band 24: Identität Begehren Differenz**

Edith Seifert: Anna O. und einige Phantasmen über die Geburt der Psychoanalyse / Barbara Rendtorff: Beziehungsmuster und Konfliktlösungen bei Mädchen und Jungen / Ingrid Buchfeld: Die Ethik der sexuellen Differenz – ein Tabu

**Band 25: Mutter und Tochter**

Jana Müller-Gerbes: Kinderkriegen als Projekt / Barbara Köster: Rivalität als Chance / Marinanne Rauwald: Versuch der Bestimmung einer Lücke im Missbrauchs-dreieck / Susann Schauz: Eine Skizze zum Thema Aggressivität / Gisela Engel: Unter den Rücken der Alma MAter: Mütter, Töchter und die Karriereleiter